

Siegfried Völker

Kurzstrecke II

2001-2007

V-HAUS 2007

Seit drei Tagen hat der Zirkus Bush seine Vorstellung in Afghanistan begonnen. Logischer Weise mit einigen aus Golf- und Kosovokrieg her bekannten Luftnummern, die ihre Fernseh-wirkung hinlänglich bewiesen haben. Zur Freude aller Sofa- und Sesselkrieger, die damit aus ihrem dämmrigen Videospieldasein entlassen werden und nun ohne Leihgebühren zu bezahlen oder Software zu installieren, also ohne selbst einen Finger zu krümmen, via Fernseh-apparat bombig unterhalten werden. Alles begann bekanntermaßen damit, dass am 11. September durch arabische Weltverbesserer der Skyline von Manhattan zwei der besten Schneidezähne ausgeschlagen wurden. Die ganz Frustrierten rufen: „Endlich passiert mal was!“ Die Kleinkarierten bekunden in einer Art vorausseilendem Gehorsam sich selbst gegen-über Solidarität mit dem Afghanen von nebenan und holen das bunte Käppi aus dem Schrank. Die Stadt brüht ihre Bewohner ab! Die Kollegin vom Dorf hört am 14. September zu nachtschlafender Zeit verdächtige Geräusche aus Richtung Grammenthin. Das klingt ver-dammt nach Bauernkrieg – wo liegt Pakistan? Auf jeden Fall nicht in Richtung Güstrow, son-derm eher in unendlicher Verlängerung der Luftlinie Altentreptow – Eberswalde – Sofia. Nun gut, etwas schummeln und wackeln ist erlaubt.

Erstaunlich ist der im ehemaligen Ost-Berlin unterschwellig vorhandene Anti-Amerikanismus. Ist es immer noch der Neid auf den anderen Teil der Stadt, der nach 1945 mit Rosinen oder amerikanischer Lebensart bombardiert wurde? Sind es die Kollateralschäden der Zwangs-kollektivierungen unterm roten Stern – diese Redlichkeit des Hammer- und Sichelndenks, die nicht wegzukriegen ist. Warum eigentlich auch!

„Weiß war der Reis und essbar noch, heut ist er schwarzer Rauch...“ 1968 von mir geschrieben, war der Anfang eines vierstrophigen Gedichtes.

Wenn damals in Vietnams Wäldern eine größere Menschenansammlung vermutet wurde, gab es eine Vakuumbombe auf das Gelände und dann war Ruhe im Busch. Es brauchte nicht einmal der Dschungelschrott beseitigt werden. Das wurde nicht teuer in der Nachberei-tung oder Aufarbeitung. So betrachtet, kommt unverhofft ein ganz privates 68er-Tum zum Vorschein – vorausgesetzt, man erfüllt die biologischen Parameter, obwohl mir diese jahres-zahlmässige Kategorisierung immer zu wider war und Assoziationen wie Zwangskalibrierung hervorrief oder ganz allgemein das Waffenwesen tangierte wo bekanntlich 45er oder 90er Schießprügel im Angebot sind.

Während die mitteleuropäischen Wetterfrösche bei ihren herbstlichen Prognosen zu tief oder ins verkehrte Glas geschaut haben und somit statt des vorhergesagten milden Januars, ein knackig kalter Winter in Berlin und Umgebung herrscht, kämpfen unsere antipodischen Men-schenbrüder in Australien mittels Wasserschlauch und aus Hubschraubern geworfenen Was-serbomben wie jedes Jahr unermüdlich gegen brennendes Buschwerk und um den Erhalt menschlicher Behausungen, sowie für die Errettung so manchen Kängurus oder anderer dort beheimateter Tiere, die mit versengter Braue oder angekokeltem Schwanz, Mitleid erregend, per Bildschirm das Wohnzimmer des Berliners bevölkern. Tierliebe schlägt Menschen-liebe! Während die Latte der im Suff erfrorenen osteuropäischen Menschenkinder immer länger wird und als reines Zahlenwerk die Zeilen der Zeitung füllt, weist das für den einäugigen, alters-schwachen Löwen des Kabuler Zoos errichtete Spendenkonto eines honorigen Briten bereits die stolze Summe von 250 000 Euro auf.

Ansonsten werden in der Politik hinter den Kulissen Misthaufen sortiert oder frischer Dung (nach Möglichkeit als Nebenprodukt ökologischer Produktion) herangekarrt, um diesen nach entsprechender Portionierung und nach ausgeklügeltem Zeitplan ins gegnerische Lager zu schleudern, wo die Batzen von einer hoch motivierten Mannschaft bereits sehnsüchtig erwartet,

in großen Behältnissen aufgefangen und nach Neukalibrierung oder dem Versatz mit Butter-säure und Frostschutzmittel in die feindlichen Reihen zurückbefördert werden.
Das Wahljahr in Deutschland hat begonnen.

Wenn der Krückstock rufft

29.01.2002

Wie so oft ist es die bunte Tageszeitung, die uns auf die Sprünge hilft. Sie berichtet von einem Schauspieler der noch vor Jahren öffentlich von einer klassischen Seebestattung träumte und nun angesichts seiner 90-Jährigkeit, aus der waagerechten Sofaposition, durch seine 35 Jahre jüngere Frau verkünden ließ, dass er von seiner Absicht in kalte Ostseewellen zerstäubt zu werden, Abstand nähme und die dortheenstädtische Endlagerung an der Seite von Brecht und Müller vorzöge. Das muss nun allerdings jeder selbst wissen, auf welche Art er in den all-gemeinen Kreislauf der Natur zurückkehren will. Eigenbrödler und Naturfreunde werden sicher gerne ihre Körperlichkeit dem nahe stehenden Baum oder der Friedhofshecke als Nahrung zur Verfügung stellen und feiern schon im Voraus im sprießenden Blattwerk oder einer Linden-blüte fröhliche Auferstehung. Gemeinnützig- und kollektiv Veranlagte suchen wiederum im anonymen Kreisrund der Urnenbestattung unter dem grünen Rasen des Krematoriumsgelän-des eine Fortsetzung ihres bisherigen Daseins auf Erden. Für den Show-Typen, der es vom Le-ben her gewohnt ist im Rampenlicht zu stehen und Menschenmassen zu seinen Füßen ver-sammelt zu sehen, ist die Lage des letzten Ortes unheimlich wichtig – und der trampelnde Touristenfuß ist wohl überlegtes Kalkül.

Während manch gut bürgerlicher Typ großen Wert auf Etikette legt und den Lindwurm der Kondolierenden, der sich den Abhang des Friedhofs herunterbewegt zu recht vorausschau- end als Bestätigung für sein gutes, urbanes Wesen ansieht, bringen meine eigenen Verwand- ten diese Ordnungen wieder gründlich durcheinander. So wird in Gesprächen zu diesem deli- katen Thema schon mal jemand zu Lebzeiten zur eigenen Beerdigungsfeier eingeladen oder darauf verwiesen, dass man zur Trauerfeier für Tante X deshalb nicht erschienen ist, weil im umgekehrten Fall Tante X es ebenso gehalten hätte. Die liebevolleren unter diesen pommer- schen Menschenkindern, in ihrer rührenden Redlichkeit, die über Jahrhunderte im ländlichen Raum gewachsen ist, ziehen hingegen im hohen Alter zu ihren entfernt wohnenden Kindern, um Gewissheit über eine funktionierende Grabpflege zu haben.

Ein Tief kommt hoch

31.01.2002

Als Ursache vermute ich aus meinem Wetterhäuschen Chausseestr. 11 über die schwankende Birke zu Fuße des Brechtgrabes in Richtung Süden – rechts an der Charité vorbeigepeilt, um- gelenkte Fallwinde vom Atlasgebirge oder als poetischere Variante offen gelassene Zelttüren in Gaddafis Winterresidenz, so dass ein heftiger Durchzug entsteht. Diese Luftmassen, einmal auf Trab gebracht, überwinden mühelos die schmale Stelle des Mittelmeeres und werden unter dem Beifall der animalischen Bewohner von Gibraltar ins Rhône-Tal gelenkt, wo sie eine weitere Beschleunigung erfahren. Nach dieser Verstärkung der Windkraft durch Bündelung folgt eine Kräftigung der Luftmassen durch Höhenverschiebung. Schuld daran sind verschie- dene im Wege herumstehende Mittelgebirge, die für zusätzliche Verwirbelungen sorgen und zur notwendigen Aggressivität dieses Wintersturmes beitragen. Diese ehemals heiße, be- schleunigte, gegängelte und gekühlte Wüstenluft rast dann freifegend über die Arbeitslosen- hochburg Sachsen-Anhalt und verschwindet nach Erreichen der Stadtgrenze von Berlin – Bauplanen rüttelnd und diversen Unfug stiftend – in Richtung Oder, um in Polen die Stromver- sorgung zu unterbrechen.

Das arme wetterföhliche Menschlein ist zur Nachtwache verurteilt. Gegen 5 Uhr morgens wird es unausweichlich zum Morgenkaffee auf den Bahnhof Friedrichstrasse gedrängt. Vorher

werden stubenunreine Fernsehprogramme gezappt. Auch die schwachmatischen Teletubbis sind mit von der Partie. Außerdem besteht die Möglichkeit auf N3 eine Tagesschau von 1982 zu erleben, auf Bayern3 unendlich lange durchs Weltall zu gondeln, oder sich als Sturmsicherung einen DDR-Polizei-Muff von 1979 zu genehmigen.

Huffhammer und Austervoll

März 2002

Eigentlich ist Tschernobylwetter, kühler hoher Himmel und Nord-Ost-Wind. Lichtscheue Menschenenelemente und Albinos möchten sich schützend unter den riesengroßen Blättern des Frühlingsrhabarbers verkriechen. Freie Fahrt für das griechische Alphabet der kosmischen Strahlung: α , β , γ ... Die quicklebendigen und quirligen Neutrinos polieren zusätzlich die sowie so blankliegenden Nervenenden und verstärken die aggressive Nervosität ihres Eigentümers. Nun kann man aber nicht ewig mit dem Finger am Abzug seiner UZI durch die Gegend rennen; das ist nicht gut für die Gesundheit. Also werden der Hauptschalter im Gehirn umgelegt, die Jahreszahl zurückgedreht, das Millennium gewechselt, eine andere Jahreszeit geordert und eine Norwegenreise gebucht.

Die so genannte Vorfremde fällt sehr verhalten aus. Jeder kennt diese logistischen Probleme bei solchen Unternehmungen. Sei es die Anzahl der mitzunehmenden Ober- oder Unterhosen, die wald- und kurvenreichen, mit Inselhopping verbundenen Anfahrtswege oder die Einfuhrbestimmungen für prozentige Getränke, Spaghettis, oder Rooibos-Tee. Für viele, so für mich auch, ist die „Traumreise“ in der Nacht vor der „Tour in Echt“ eine Vorwegnahme der Sache selbst. Wenn nur der alte silberhochzeitsfarbene „Passat“ nicht schlapp macht. Außerdem steht man als Krafffahrer immer unter Leistungsdruck – im Gegensatz zu den beifahrenden Kartenlesern oder Bananenschälern. Während die Beifahrer oder Beischläfer in der Nacht davor beim Einschlafen noch einmal getrost Schlüpfzähler zählen können, hat der Mann an Lenkrad und Schaltknüppel ganz andere Sorgen – und da sind sie auch schon, die irdischen Heerscharen der gelben Engel vom ADAC. Ich sehe: notblinkende Armaturen, geplatze Kühlwasserschläuche, gerissene Zahnriemen, staubtrockene Tankböden, tiefstmögliche Ölstände und immer wieder das Problem mit der entwichenen Luft aus der Gummibereifung...

Morgens um acht Uhr bekommt das betagte Gefährt nach seiner Beladung als Motivationshilfe einen freundschaftlichen Klaps auf die silberfarbene Zierleiste, wird als Wunder von Wolfsburg mit einer ganz dollen Zwei-Liter-Maschine und anständigen Vorbesitzern gepriesen. Das ist wichtig, wenn jemand aus vierter Hand ist. Nach dem Anzünden der Tabakspfeife und dem Einleiten der Brennstoffexplosionen im Zylinderkopf des Volkswagens beginnt die große Reise.

Die ersten 200 km läuft alles wie geschmiert. Doch dann hat an diesem superheißen Tag in Höhe der Ortschaft Zarrentin so ein West-Mecklenburger Bauernlummel die Stau-Sau herausgelassen und alle Räder stehen still. Wenn man nun um 12 Uhr im Hamburg am Mühlberger Loch eine Verabredung hat oder Schiffskoch auf der „Nancy“ ist, die 11.30 Uhr ablegt, wird man nervös. Unser, aus zwei Autos bestehender, Konvoi hat bis zur 22.00 Uhr Fähre aber noch genug Zeit – Luft. Als sich der Blechwurm nach 1½ Stunden allerdings erst einen Kilometer in Richtung Norwegen fortbewegt hat, gibt es auch bei unserer Truppe Anzeichen von Nervenschwäche und der erste, der sein Stau erzeugtes Fett abbekommt, ist Freddy Mercury der im Lautsprecher des Omega herumrudelt und rumhampelt. Meine Kassette mit „getragener Musik“, wie der Schwager später titelt, habe ich erst gar nicht angeschmissen – noch ist die Reise ja nicht äußerst vorfristig gestorben. Als Staupsychologe würde ich auch keine Schubertlieder in Verkehrsstausituationen empfehlen. Das führt durch die Textbelästigung zu weiteren Missverständnissen, zumal Schubert & Co, wenn sie mal auf Wagenachse waren immer die Gegenrichtung, den Süden, bevorzugten. Das führt unter Eheleuten zu Umbuchungen im Geiste und der Grundsatzfrage, wer überhaupt die Nordrichtung bevorzugt hat. Der beste Staubegleiter ist nach meinen Erfahrungen Bob Dylan. Vielleicht weil sein Heimatland Amerika nicht so Nord – Südlich orientiert ist wie Mitteleuropa sondern auch die Querausdehnung des Landes mit Ost- und Westküste mit bedenkt. Außerdem verstehe ich als Gymnasiast mit zweiter Fremdsprache Französisch – außer Russisch hochtrabend – die

Englische Sprache nicht sonderlich. Ja – ja, der gute alte Stau-Bob! Langsam entwickelt sich der Zarentiner Stau aber zu einer Art Superstau und der erste, einen BMW benutzender Makler, verliert die Haltung und will einen parallel zur Autobahn verlaufenden Feldweg als Staulösung benutzen. Er strandet nach gutem Anfang dann doch mit dem Unterteil seines Gefährtes auf einer Bodenerhebung und muss nun versuchen unablässig vor- und rückwärtsschaltend und durch Schiebung seiner begleitenden „Barby“, aus dieser publikumswirksamen aber unwirtlichen Situation zu gelangen. Nun soll sich die Solidarität der großen Masse der Unterklassewagenfahrer BMW-Fahrern gegenüber sowieso in Grenzen halten. „BMW-Fahrern hilft man nicht!“, lautet eine proletarische Parole. Gerechtigkeitshalber wird allerdings die glückliche Befreiung des BMW-Staflüchters, der nun im Geäst der Feldwege, statt an der Elbchaussee an den schilfigen Ufern des Schaalsees landet, wohlwollend als gefühlstaulösende Zwischeneinlage beklatscht und, nachdem unser Stau das kapitale Alter von 4 Stunden erreicht hat, ist Schluss mit Tachonadelzittern im 10 km/h Bereich. Vorsichtig wird auch schon mal der zweite Gang benutzt und dann geht es beschleunigt voran.

Nach dem Erreichen der A 7, dieser kurvenlosen Nord-Süd-Route, mit ihrer dänischen Verlängerung bis zum nassen Ende, dem Fähranleger, bekommt der VW die Sporen und freut sich seines Autolebens, so dass seine Insassen ungestört, erdkugelgerecht bergauf fahrend, Holger Dankes Heimatland betrachten können. Am Tagesziel der Fahrt, im Licht der Mittsommernacht, der dicke weiß getünchte Hintern der Nordseefähre. Ein kapitaales Ding! „Kennst du das Land wo die Waldesel wohnen, wo Gittes und Harald Kampfzahns Wiegen standen, Munch seine Staffelei aufgebaut hatte?“ Da kann auch mal ein Spötter Urlaub machen. Leuchte mein Nord-Stern, leuchte!

Vorerst mäkelte man nach der Einschiffung allerdings an der verantwortlichen Frühbucherin dieser Überfahrt. Es wird zwar um Mitternacht nicht richtig dunkel, aber der Zeiger der inneren Uhr ist nicht verstellbar. Das war ein anständiger Tagesritt vom Wedding bis Hirtshals. Und dann noch der Zarentiner Superstau! Ich bin müde! Wie kann man aus noblem Geiz keine Schlafkabine buchen? Bevor der Streit eskaliert kommt jemand auf die rettende Idee den Shop aufzusuchen und auf mitteleuropäischem Preisniveau bestimmte Lebens- oder Lebenshilfsmittel zu erwerben. Denkt daran, die Preise steigen enorm unterm norwegischen SPAR-Tannenbaum! Besondere Preishämmer sind im Getränkebereich auszumachen – allerdings mit der Einschränkung des Verzehrs auf See – sonst gibt es was mit dem norwegischen „Zoll-Stock“ auf die Finger. Weil unsere Zwergreisegruppe über die Getränkeauswahl zu keinem gemeinsamen Entschluss kommt, liegt die eine Fraktion zur mittsommer-nächtlichen Stunde „ABSOLUT“ betrunken und die andere „Bommerlunderblau“ auf der Auslegware im Daddelbereich auf Deck 7 der guten alten „Prince of Telemark“ und rauscht durch die Nacht, nur zeitweilig im Traumschiff-Zustand von hyperaktiven Kindern unterbrochen, die den deutschen Teil der Reise oder sogar bis Hirtshals im Elternauto pennten und nun richtig munter werden. Sie haben den Erziehungsberechtigten das Hartgeld geklaut und schütteln den zahlreichen einarmigen Banditen unentwegt die Hände und werden, falls irgendwann doch einmal die Physik stimmt, mit fröhlichem Geschepper aus dem Öre-Schlund belohnt. Mein lieber Elch, das nervt!

Unter diesen Bedingungen kann am Morgen nach dem Ritt über den Belt die Körperpflege nur zu kurz kommen. Aus Wassermangel und fehlender Intimität der Räumlichkeiten muss der kontinentale Reiseschweiß noch einige Zeit am Körper verweilen. Nun macht es in diesem Fall wiederum die Masse, d. h. es geht vielen Hunderten Personen so und es ist kollektives Müffeln angesagt. Weil aber die meisten Fährenbenutzer eine gute Kinderstube hatten, wird nun in unbeobachteten Situationen dieser hygienische Mangel durch diverse Körpersprays grob wegretuschiert und so manches kleine Ozonloch unterm Arm erzeugt. So nimmt es auch nicht wunder, dass die Nase beim Ausschiffen im Autodeck an Stelle von Dieselgeruch oder Abgasen ein wahres Inferno von ganz kleinen privat erzeugten Wohlgerüchen wahrnimmt: Joops Edelmarken, banale Axelroller, einer hat sich Pytralol an die Backe geklatscht, Oma hat ihre schwer duftende Glasviole geöffnet und die Mercedes-Beifahrerin dort auf Parkplatz 17 hat sich mit Chanel Nr. 5 beträufelt. Andere wiederum, die nach dem All-in-Zone-Prinzip verfahren, tragen mit bescheidenem Stolz ihr in der Nacht auf See erworbenes Bommerlunderfähnchen vor sich her.

Nach dieser Zwangskollektivierung durch Seefahrt geht es nun wieder in den Anschnallgurten des Autos hängend durch Norwegens stolze Berg-, Wald- und Wasserwelt. Mal wird

ein Fjord überseeisch forciert, dann wieder mittels Tunnel unterfahren. Trotz massenhafter Waldeselwarnschildern an den Rändern der Straßen oder in dunklen Felsenschluchten, tritt dieser Ehrenbürger Norwegens nie in seiner von Gott geschaffenen Form auf, sondern stapelt sich höchstens einmal als Elchwurst deklariert in den Regalen eines Wochenmarktes. Wenn es „Polnische Suppe“, „Russisch-Roulett“ oder „Deutsche Küche“ gibt, muss es doch auch etwas geben, das mit dem Namen Norwegen griffig in Verbindung gebracht werden kann. Bei gedanklichen Reisevorbereitungen ist es üblich, sein vorhandenes Wissen auf Substanz zu überprüfen, damit man den folgenden Originalerlebnissen nicht schutzlos ausgeliefert ist. So würde ich mich, falls eine Britannienreise anstünde, bei der Landung auf dem Eiland schleunigst auf die Suche nach dem englischen Humor begeben. Bei Norwegen ist diese Vorbereitung gar nicht so einfach. Man kann doch nicht sagen: „Ich mache den Elchtest oder ich habe Schären im Kopf.“ Schweden ist durch sein militärisches Wirken wieder mehr im mitteleuropäischen Bewusstsein verankert. „Alter Schwede!“, ist in Norddeutschland eine Ehrenbezeugung. Ein Philologe würde die berühmte Gardinenart einflechten und die Entstehung dieser Fenstersicherung wörtlich herleiten und das mit dem „Schwedentrunke“ weiß doch jedes Kind! Vielleicht hilft jetzt das Umkehrverfahren weiter und man fragt einfach: „Was ist unnorwegisch?“. „Unnorwegisch ist eine im Urlaub erzielte Tiefenbräunung der Haut.“ Wer also nach dem Urlaub beim Wiedereintritt in den kollektiven Arbeitsprozess Urlaubshaut zeigen will, der hat die Stellung der Kompassnadel falsch interpretiert. Diese leichte Wind- und Wetterrötung des Gesichtes plus Schnupfen kann man sich auch beim Zelten am Gölper See einhandeln. Norwegisch wiederum ist die artenreiche Pflanzen- und Fischwelt, falls das nicht auch Finnisch ist, zumal sich mehrere polnahe Länder den Jux mit der Sommernachtbeleuchtung leisten. Unnorwegisch allerdings ist der Slogan: „Freie Fahrt für freie Bürger!“ Denn sobald man sich die Arme lahm geangelt hat und zur Erholung an einer Großstadtkreuzung am Auspuff schnüffeln will, wird einem dieser banale Wunsch (immerhin ist Urlaub) durch eine Reihe von Wasserhindernissen, die erst einmal überwunden werden müssen, verstellt. Doch bevor ich Betrachtungen über Tiefseetunneleffekte anstelle, trollige Erlebnisse berichte oder Huldas Kuhschwanz anhebe, einen Gletscher geräuschvoll kalben lasse oder brehmig werde, ist erst einmal Schluss mit norwegisch und unnorwegisch. Wie sagte doch neulich der hochgebildete Kollege Z.: „Nach Norwegen kann man immer wieder fahren!“ Oder nach Malta, oder nach Polen, oder nach Slowenien, oder nach Vorpommern, oder nach Sylt, oder nach Güstebieser Loose, oder nach Wriezen, oder nach...

Lob der Faulheit

März 2002

Wenn horoskopmäßig bis zum Aszendenten hin sowieso alles verkehrt eingetütet wurde – wie gerne wär ich vom Sternbild her ein Löwe – in brüllend heißer Sommernacht geboren – gibt es aus Lebenserfahrung zwei Möglichkeiten die äußerst ungünstige Wassermann-Startposition auszufüllen. Entweder man verballhornisiert seine astrologische Kennung in Richtung geographischer Herkunft und sieht sich als Mann, der von den wasserreichen Außenkanten Mitteleuropas herkommt, mit rauhbeiniger Lebensart geschlagen ist, überall auf der Suche nach ungeschüttelten Apfelbäumen, quer zur Lebensfahrbahn liegenden Baumstämmen, die zu Brennholz verarbeitet werden wollen, zu jeder Tages- und Nachtzeit auf der Suche nach Stralsunder Pfeffersäcken, denen man an Wäsche und Ausrüstung oder die EC-Karte will; oder man arrangiert sich mit den Vorgaben der Astrobande, lässt sich in ihr gewebtes Koordinatensystem einarbeiten und so abgesichert sein Leben als Lehrer, Busfahrer oder Politesse dahinplätschern. Nichts gegen anständige Berufe oder feste Arbeitsstellen. Auch ich würde manchmal lieber, für alle sichtbar am Pflug des Staates ziehen, meinen privatisierten Anteil an mir selbst morgens an der Stechuhr einer Institution abgeben und diesen um 16.30 Uhr rein und unbearbeitet wieder in Empfang nehmen, um dann mit dem Privat-Ich im Arm durch Buch- oder Wäscheläden zu bummeln oder Bildungsreisen zu verabreden. Doch zurück zum Wassermann!

Wie oft habe ich mich gefragt, ob ich diesen Status ausfülle, bis zur Selbstaufgabe und treudoof blickend den Knäuel der Tagesaufgaben entwirrend, bienenfleißig und voller Demut, mit

dem altmodischen Trageholz eines pommerschen Bauern auf den Schultern an dem die beiden gefüllten Wassereimer baumeln, das Vieh oder die Gesellschaft zu erquicken und als Belohnung von diesen dann mit Gebrüll oder Beifall zum Heranschaffen von Nachschlag angetrieben zu werden. „Doch halt!“, ruft ein Aszendent aus dem x-ten Haus, das noch unerforschte Querverbindungen zum Sternbild der Schlange oder Konfuzius' Schwiegertochter hat und ich lehne das Trageholz an den kleinkindergesicherten hölzernen Brunnenrand über dem die kettenumwickelte Holzrolle thront, beuge mich vor und schaue in den kreisrunden Wasserspiegel. Um das goldlockige Knabenbildnis zu verschönern oder den Kindernarzissmus auf die Spitze zu treiben – vielleicht ist es auch nur eine Urform von künstlerischer Tätigkeit – versuche ich meine Widerspiegelung im Brunnenrund durch unendliche Hinzugabe von frisch geschäumter Spucke zu trüben oder zu verfremden. Hinter mir das brüllende Vieh, die nachschlagfordernde Gesellschaft und über allem der Fluch des Sternbildes Wassermann. Auf der Weidendammer Brücke hätte es bei dieser Tätigkeit sicher eindeutige Gesten gehandelt, zumal ich beim Schraten durch die Albrechtstrasse Otto S.s misstrauischen Blick bemerkte. Bei seinem Schnurrbart! Die FDP-Fraktion des Deutschen Bundestages hat heute Wandertag und legt in einer hochwichtigen Eckkneipe Brot- und Bierpause ein. Auch O. Henkel, der Präsident eines bedeutenden Verbandes, in Begleitung seines halb so alten weiblichen Topfes, hat vor 5 Minuten in Höhe des Opelhauses ebenfalls so verunsichernd geguckt. Nur nicht stehen bleiben!

Dorfjugend

Mai 2002

In den sechziger Jahren war es unter Jugendlichen üblich, sich nach längerem „Nichtsehen“, bei einer plötzlichen Begegnung vor einem volkseigenen Supermarkt oder beim Rumhängen auf dem Kleinstadtbahnhof, mit dem erstaunten Ausruf: „Du hier und nicht in Hollywood?“, zu begrüßen. Diese Grußformel war trotz der extremen Überspitzung von heiterer Natur und zeugte vom Selbstbewusstsein der norddeutschen Jugend, die auf den kürzlich gegründeten Kolchosen heranwuchs.

1991 ließ die höhnische Frage vom jungen Dorfbewohner aus A. an einen Bewohner von B.: „Na, habt ihr auch schon einen Gutsbesitzer?“, einen etwas ernsteren Hintergrund vermuten.

Als Lohnmodellbauer kommt man vor dem Erreichen der Bonsai-Modellwerkstatt nicht umhin, gemeinsam mit Latex beschmierten Anstreichern oder schlafenden Schlossern zur frühen Stunde die Tube zu frequentieren. Wenn die gut betuchten Benutzer der U-Bahn mit ihren Gleitzeitprivilegien wüssten, welche Unterarten von Stalltieren morgens um 6.00 Uhr die aus Designerweisheit gesprenkelt gehaltenen Sitzflächen der Waggonen belegen. Vielleicht ziehen sich diese Ferkel nicht mal zu Hause um und lutschen nach vollbrachten Taten auf der Baustelle auch des Abends auf dem heimischen Sofa in ihren von Arbeitsabfällen versteiften Monturen, an der Bierdose. Sicher nicht! Denkbar wäre es, dass man die Schmutzkleidung in eine Ecke des Wohnungsflures abstellt und diese dann morgens 5.30 Uhr, wenn der Countdown läuft, dem menschlichen Körper wieder überstülpt.

„Buh, buh, double you!“

11.03.2003

Eigentlich sind alle zufrieden, wenn es da nicht die vielen kleinen zum Alltagsleben gehörenden Irritationen gäbe. Die Bevölkerung wird immer arbeitsloser, und der strenge Winter nagt am Geldbeutel der Heizölkäufer. Denjenigen, die schon arbeitslos waren werden behördlicherseits einige „Hartzer-Knaller“ unter das Sofa geworfen, so dass sie erschreckt Telefonhörer oder Fernbedienung fallen lassen und sich auf staatlich verordnete Selbstprofilierungswege begeben. „VERDI“ zückt die Trillerpfeifen und holt die Streikwesten aus dem Schrank, der DAX verlässt kaum noch seinen Bau, geschweige denn er wäre in der Lage – selbst mit Hilfe eines Baumstammes – die bodennahe Schicht der guten alten Erde zu verlassen. Alles schwächelt! Die Verteilungskämpfe nehmen an Intensität zu, die Ellenbogen werden geschärft, wenn es um Auseinandersetzungen im vertikalen Bereich geht. Oder es wird auch schon mal richtig getreten bei Rivalitäten zwischen Arbeitwollern und Arbeithabern. Nachdem sich bisher die deutschen Politiker meistens gegenseitig verhöhnten oder schlecht machten, gibt es jetzt das allgemeine Phänomen, dass die Millionen kleiner Fritzen ihre vor kurzem handgewählten politischen Vorgesetzten kollektiv verspotten. Es ist wie bei einem gut besuchten Dorffußballspiel, wenn eine zu Ungunsten der Heimmannschaft gefällte Entscheidung des Schiedsrichters mit einem dröhnenden, Minuten anhaltenden „Eierkopp, Eierkopp“ quittiert wird. Das verunsichert selbst den abgebrühtesten schwarzen Mann mit der Pfeife.

Für Rotnasen und solche, die sich gerne einhenkeln, Kerzen schwingen oder meinetwegen Fahrrad- oder andere Ketten bilden, heißt es nun: „Heraus aus dem Haus!“ Für Tittenschwingen und Technogehopse ist es sowieso zu kalt und warum soll es nicht wieder mal in Richtung Politik gehen. Vorneweg wie immer die gute alte Rockmusik. Den Vertretern dieser Unterhaltungssparte ist es prinzipiell sowieso egal, mit welchem Vehikel der Plattenumsatz gesteigert wird, Hauptsache es werden Menschen bewegt oder sie bewegen sich so leidlich von alleine, dann brummt das Geschäft.

Wie bei allen europäischen Tendenzen, ob in Kultur, Wissenschaft oder neuester Haushaltstechnik, sind die Ursachen für diese neue Massenbewegung außer in den heimischen Mitteleuropäischen Widrigkeiten und der allgemeinen Klimaverschlechterung hinter dem großen Weltteich zu suchen, wo die globale Ordnung auf den neuesten Stand gebracht werden soll. Als Nebenprodukt dieses Vorhabens werden sicher einige Generäle den altbekannten Ehrentitel „Wüstenfuchs“ verliehen bekommen, weil ihre Militärmaschinerie wie geölt funktioniert hat. Viele Untertanen werden sich Anzeichen einer Staublunge während des Soldatenlebens in der Wüste zuziehen, sich ihr Gebiss durch Sandpartikel ruinieren oder an einem Feigensyndrom erkranken. Soweit das Banale! Vielleicht geht es vordergründig nicht einmal um Öl. Amerika will ganz allgemein zeigen wo der Hammer hängt. Dass die vielen anderen in diesem Weltzustand ihre eigenen Werkzeuge suchen und diese vergleichend dagegenhalten, ist ganz normal.

Bevor die Landschaft der Kindheit gänzlich zum Wellnesbereich der Republik verkommt, geschönt, weichgespült, vermarktet und im sonntäglichen jahreszeitlosem Hochglanz angepriesen wird, bevor die letzten vergammelten Herrensitze durch blaublütige Spätzünder oder Abschreibungsartisten mit Geschäftsidee aus ihrem Dämmerzustand gerissen werden und nach dem Ausbau mit reichlich Gelbanstrich versehen die Landschaft übertönen, ganz allgemein sich Wahrnehmungen von nachfolgenden Generationen ändern, die in Kindheit und Jugend Fruchtzwerge konsumierten, sich ewig schlecht informiert fühlen und vom neuerdings Goldmedaillen behangenen Stralsunder Bier, dem vormals nachweislich schlechtesten Gesöff dieser Gattung in Norddeutschland nippen – alles Widerborstige, Knurrhahnmäßige oder Schuppige faktisch den Sund herunter geht – bekommt man richtig Lust seine Rosinante zu besteigen und mit dem lanzenscharfen Bleistift im echten Küstennebel herumzustochern. Nun geschieht das in gewohnter Weise nicht im gestreckten Galopp, sondern in bedächtiger Gangart, Herren- oder Damensitzen ausweichend, ebenso den geteerten Landstrassen – immer dem Wurf der Bosselkugel folgend.

Es ist heutzutage nicht ungewöhnlich, dass man einen vormals in gutsherrschaftlichen Nebengelässen arbeitenden Künstler plötzlich in banaler sozialistischer Landwirtschaftsarchitektur wirkend wiederfindet. Es sind jene noch zahlreich herumstehenden archaischen Gebäude aus der Blütezeit des Sozialismus – teils aus Stein gemauert, andere als hölzerne Baracken – die stolz ihre Abluftkanäle in den Frühlingshimmel recken. Zu dieser Architekturgattung gehören ebenfalls Buswartehäuschen oder der unter die Dorflinde gemauerte Konsum mit dem einbruchshemmenden Gitterwerk vor seinen beiden Fenstern. Diese grau gebleichten Bauwerke mit ihrem militärischen Charme – man denkt an die Schiffe der Russischen Donauflotte des Zweiten Weltkrieges, die bis in das Zentrum Wiens schwammen – werden natürlich schnellstens niedergerissen, sofern sie das blaue Blut des Gutshofbesitzers in Wallung bringen. An anderen Stellen, wo das Eigentum allgemeinerer Natur ist oder sich im Laufe der Zeit blickdichtes Strauchwerk schützend vor diese Zeitzeugen gestellt hat, ist mit einer beträchtlichen Lebenserwartung zu rechnen. Und das zu recht!

Während die majestätischen Bauwerke der Gutshöfe, mit ihren britischen Wurzeln oder Verbindungslinien bis hin zum Barock, manch skeptischen Blick ertragen mussten, kollektiv verschandelt oder durch Nichtbenutzung kalt und nass saniert wurden, waren unsere grauen sozialistischen Mäuse einmal der Renner der Saison.

Es ist sozialistischer Frühling! Macht hoch das Tor, die Tür macht weit... Schluss mit der eigenbrötlerischen Tierquälerei in engen, michtigen Holzverschlagen! Artgerechte Haltung für alle! Geregelt Fütterungszeiten durch aufgeklärtes Personal! Wenn schon zum Schlachthof, dann in größeren Gruppen! Richtig Melken kann nicht jeder! Alle Hühner müssen weiß sein! ...

Um diese Kollektivierung der Tiere zu erreichen, mussten natürlich neue Unterkünfte her. Da die Baustoffindustrie damals bekanntermaßen ziemlich schwachbrüstig war und allgemein viel osteuropäisches Gedankengut vorherrschte – die pommerschen Meckerköpfe dazugechnet – musste nun mit einer umfangreichen Experimentalphase gerechnet werden. Ein Zeugnis hierfür war das Affentheater mit dem eigentlich zu Recht so bezeichneten Offenstall. Dieser war an den beiden Hauptseiten wandlos. Das sparte Baumaterial, sah modern aus, bescherte aber seinen Bewohnern, wenn es zum Beispiel Kühe waren, bedingt durch die zugeige Seeluft, einen ordentlichen Husten. Es war im Gebäude schweinekalt! Nun waren die Kuhrassen damals im Gegensatz zu manchen heutigen Tieren, die mit zottiger Körperbehaarung und steppiger Herkunft überhaupt keinen Stall mehr benötigen, durch private Pflege wie Handmelken oder Bürstenbehandlung der Haut schlecht auf diesen Aufenthalt im Offenstall vorbereitet. Da sich Vernunft selbst auf dem Dorf irgendwann durchsetzt und die schwarzbunten Viecher aus Trotz ihre Milcherzeugung drosselten, außerdem die Tierärztkosten in beträchtliche Höhe stiegen – dem Pflegepersonal bekam das Ganze auch nicht sonderlich – wurden nach einer längeren Besinnungsphase der Volkseigentümer die beiden fehlenden Wände bis auf die klassischen Fensteröffnungen zugemauert und der Offenstall war zu. Erwähnenswert ist noch, dass sich durch die Kollektivierung der Tiere mit artreiner Massenhaltung – nach dem biblischen Durcheinander im Stallgebäude des Kleinbauern – wo der Hahn auch schon mal auf der Kuh zu sitzen kam, ganz neue Bezeichnungen für das Tierpflegepersonal wie „Hühner-Erna“ oder „Mastbullen-Jürgen“ herausbildeten.

Vom Aufwand und Nervenverbrauch her sind Kreuzfahrten die schönste Art der Fortbewegung in der Urlaubszeit. Auf weichem Wasserbett gleitet man mit seinem ambulanten Hotel historischen Orten entgegen und steht, den Rücken an den warmen Schiffsschornstein gelehnt, am Knösel ziehend, an Deck. Das ist gut für allerlei orthopädische Gebrechen, die man sich auf der Stadtpflasterung zugezogen hat und die schöne Rundumsicht entschädigt für das Leben in der durch Fensterstreben und Brandmauern verstellten Großstadt. Nun ist diese maritime Fortbewegungsart nicht immer möglich. Das Reiseziel heißt dieses Jahr Toskana, ist wie man weiß eine der Wiegen der Menschheit, Heimat der Etrusker und Anfang August eine heiÙe Gegend. Es gibt bekanntermaÙen auch im Urlaubsleben mehrere Möglichkeiten sein Ziel, in diesem Fall das geliebte Weinanbaugebiet, das Land des frei herumstehenden Oleaners zu erreichen. Da spielt die Mentalität des Reisenden eine große Rolle. Manche wollen schnellstmöglich ihr kleines Grundstück in Mittelitalien erreichen und schütten sich, wie der Maler S., eine Ladung Amphetamine hinter die Binde und rauschen in einem Ritt, immer dem guten Stern auf der Kühlerhaube folgend, mit Karacho von Berlin-Kreuzberg an den Rand von Rom. Die Gegenpartei, zu der ich mich zähle, tastet sich, wenigstens auf der Hinfahrt, auf Um- oder Schleichwegen fast mautlos zum Ziel und wird dort lauthals von dem Geschnassel der Zikaden begrüÙt. Was nun folgt ist das immer gleiche Ritual mit der räumlichen und körperlichen Einordnung, dieses in bierheiterer anhaltinischer Winternacht katalogbestelltem zweieinhalbwöchigen Aufenthaltsortes. Also die Reisehosen herunterlassen und mit Stoffbeutel und Opinel-Messer die Ferienhütten umrunden.

Aus meiner Parchimer Zeit ohne ich, dass hier etwas in der Luft liegt und schon zeigt sich nach geräuschvoller Vorbereitung die millimetergenau ausgerichtete Kunstflugstaffel der italienischen Armee am toskanischen Himmel und verschwindet im Neunerblock in Richtung Elba. Dieser luftwaffige Hintergrund wird in der Folgezeit noch durch einsam am Himmel herumtornende Starfighter oder eine allabendlich in Richtung Westen verschwindende dickbauchige Propellermaschine verstärkt. Alles klar, hier in der Nähe ist ein Horst – ein Fliegerhorst.

Das landwirtschaftlich genutzte Gelände rings um unser Hüttendorf weist ebenfalls einige in die militärische Richtung weisende Befunde auf, die – ob ihrer Farbenfroheit – ins Auge springen. Es sind große Mengen von roten, gelben und grünen Schrot patronenhülsen aus Plaste, die es sich unter den Olivenbäumen oder am Rande des Pinienwäldchens in der warmen Sonne gemütlich gemacht haben. Sicher gibt es hier auch noch andere Jahreszeiten wo der Patron der Bauernwirtschaft die Flinte aus dem Schrank holt und dadurch so manch gefiederter Tourist im heißen Olivenöl der heimischen Bratpfanne landet. Andere Länder, andere Sitten. Es muss ja nicht immer der langohrige norddeutsche Olivenkacker sein, der der Jagdlust zum Opfer fällt.

Italienische Nacht

Wenn man Bären-town-City verlässt, sind es nicht nur die vielen kleinen Alltagsdinge, die im Laderaum des Autos verstaut werden, wobei es im Zeitalter der Globalisierung durchaus passieren kann, dass ein in Zeuthen erworbenes Mineralwasser auf diese Tour in das Herstellungsland reimportiert wird oder eine in der dunklen Werkzeugecke des Autos gelandete Getränkeflasche bei der Rückfahrt die Chance für ein zweites Leben in Deutschland erhält, sondern es sind auch die vielen Sorgen und Widrigkeiten des Alltags und Berufslebens im Sommer '02, die Masse von vorwiegend schlechten Gedanken, die, damit sie nicht verloren gehen oder gestohlen werden, verstaut im Frustbeutel am Hals, die Reisebegleitung übernehmen. Diese haben dann, plus Summe der unendlichen Autofahreindrücke das Recht, die erste Traumnacht zu erfüllen. Nun muss der Schlafzustand, in der Nähe von Rom, aus der Bewegung heraus, nach großer Fahrt, erst mal erreicht werden. Während einfacher gestrickte Leute Schlafrichtung, Matratzenkonstitution, Mückenattacken oder Raumgerüche als „TUI-gegeben“ hinnehmen und im nu beide Augen zudrücken, kämpfe ich, das hypersensible norddeutsche Rennpferd, ausgiebig mit jedem Detail dieser völlig neuen Welt. Bei drei möglichen Schlafräumen sind Wanderungen mit der Matratze auf dem Rücken angesagt, werden

geografische Zuordnungen vorgenommen – wo ist Alexandria? Warum geht die Sonne dort unter, wo sie meiner Meinung nach aufgehen müsste? Ist das eine Sinnesverwirrung nach der Kreuzfahrt der letzten zwei Tage durch Mittelitalien oder ein beim Serpentinaffen durch Österreich eingetretener Drehwurm?

Ich unternehme erste Deutungsversuche von Zypresse und Zikade. Annas verkehrtherumhängender dunkler Pferdeschwanz – der Baum, lautes aufdringliches Geschnassel, wie ein rutschender Keilriemen am Gefährt aus Rüsselsheim – die Masse der jubelnden Insekten. Ruhe tritt erst ein, nachdem die Rotweintonne geleert ist, die Matratze im Vorraum, auf doppelte Ausgangshöhe geschraubt, zu liegen kommt, sich durch den Fensterspalt ein intensiv blaugrüner Schimmer über dem Tyrrhenischen Meer bemerkbar macht, der mir sonst nur aus Tierparkgefilde bekannte Nachtvogel seine Nerven beunruhigenden Rufe einstellt, ich Elefanten im Zwergenformat beim Raustreten vor die Tür erblicke und sich die ersten Tagvögel zum Fischfang rüsten. Hier kann ich nur einschlafen, wenn der Blick auf die Eingangstür gerichtet ist und die Alpen parallel zu meiner Rückenlinie verlaufen.

Denken an – Andenken

Nun bin ich nicht unbedingt so ein reisender Mensch, der im vorliegenden Fall des Aufenthaltes in Mittelitalien den Neigungswinkel des schiefen Turmes von Pisa persönlich überprüfen muss. Wie bei vielen anderen Denk- oder Sehenswürdigkeiten gehe ich in diesem Fall davon aus, dass er wirklich schief und auf Grund umfangreicher Stützungsmaßnahmen nicht geneigt ist, in absehbarer Zukunft seine Haltung zu verändern. Ähnlich widersinnig ist es zwar, in mitleidiger Hitze etruskische Nekropolanlagen zu inspizieren, bis die Erzstaub gebräunten Waden schmerzen, aber bei diesen Ausflügen hat man wenigstens die minimale Chance ein Andenken aus längst vergangener Zeit aufzulesen und die heimische Gerümpelsammlung damit zu erweitern. Da die Etrusker mit solchen Hinterlassenschaften ziemlich geizten, musste ich zu den früher in der Nähe siedelnden Römern ausweichen, die mir dann auch prompt ein Teilstück von einem großkalibrigen Römertopf zur Verfügung stellten. Da werden die heimischen Veltener oder Bunzlauer Zwerge aber staunen! Wer Scherben sammelt, braucht außerdem nicht zu befürchten, dass diese beim Heimtransport über die Alpen kaputtgehen. Bei pflanzlichen Andenken ist es schon schwieriger. Hier kann es dann durchaus passieren, dass diese im heimatlichen Deutschland ihr Wachstum aus Bockigkeit sofort einstellen oder als Variante II – erst nach einer gewissen Verzögerung – eingehen. Bekanntermaßen findet auf hochhistorischem Gelände auch immer Gegenwart statt. Zwar ist die Phantasie im Laufe der Jahre etwas gezügelt worden, so dass der damals 1993 aus den Fluten des Garda-Sees gefischte schwarz-weiß-gepunktete Finger eines Arbeitshandschuhes nicht mehr in die Posaamentensammlung aufgenommen würde, aber es bleibt wenigstens beim Schwarz-Weiß, so dass der im Pinienwald herumliegende neumoderne Kilometerstein – weiß gestrichen mit gemeißelter und schwarz gefärbter römische VIII – Spitzname „Otto – Stein“ – im Laderaum des Omega verschwindet und in absehbarer Zeit, an der frischen nord-deutschen Landluft, ein zweites Leben als Andenken beginnt. Wer des Öfferns am „Öchsle Meter“ spielt und damit zum Weinflaschenöffnen verdammt ist, weiß wie schwer und daumenquälend es ist, den gezogenen Korken während der Trinkpausen in den Flaschenhals zurückzudrängen. Also erwerbe ich als Andenken mit praktischer Funktion 10 buntköpfige Weinflaschenstöpsel, die fast freiwillig die angebrochene Flasche verschließen und für die heimische Salatproduktion zwei erotisch gefärbte Plasteschüsseln, die zwar verdammt nach IKEA aussehen, aber am Kaufort im römischen Licht leichten Sinn und Heiterkeit verbreiten.

Tuborg und Wallander

Wasser-, Luft- oder Sonnenratten wissen wie man einen Urlaubstag am Strand des Tyrrhenischen Meeres bewältigt. Dieses Wasser ist nicht unbedingt mein Element. Warme, balkenfreie Brüche, die an den stein- und muschellosen Strand schwapppt. Beim über den Pinienwald heranströmenden Starfighter-Pärchen, das ist nicht meine Welt! Natürlich kann man sich in der

vulkanischen Strandasche die Hornhaut der Füße beschleifen und damit einer Empfehlung der Pflegerin dieser Körperteile aus dem heimatlichen Strandbad Mitte nachkommen – genauso gut kann man als kinderloser Alleinunterhalter, bei auflandigem Wind, die Frisbeescheibe in Richtung Elba schleudern oder eben schwimmen und schnorcheln bis der Arzt kommt. Für die Abendstunden gibt es zum Glück das alte Radiogerät mit dem man nach 17.00 Uhr, wenn sich die Ionosphäre etwas geordnet hat, bei guter räumlicher Justierung und unterstützt durch antennenverstärkendes Handauflegen, im Kurzwellensalat herumstochern kann. So erfahre ich, unter dem Oleanderbusch liegend, dass man sich in Deutschland immer noch mit der nasskalten Witterung herumschlägt, der PDS-Hauptling und Berliner Wirtschaftssenator „Flinke rote Socke“ seinen Abgang gemacht hat – angeblich wegen eines ungeraden Geschäftes oder Unterforderung im Amt – der Verkehr auf der A9 zwischen Greding und Hilpolstein wegen eines liegen- oder stehen gebliebenen LKW für zwei Stunden halbseitig gelähmt war und eine hochwichtige Freiluftveranstaltung in Murnau aus Meteorologischen Gründen die Flucht in den Innenraum antreten muss – bei diesem dort vorherrschenden Mistwetter eine völlig verständliche Entscheidung. Also im transalpinen Germanien ist alles im Lot, das Handy hat nach drei Tagen Sendepause auch ausgebockt und sich mit dem italienischen Netzbetreiber arrangiert, so dass beim Einbruch der Dunkelheit und der damit verbundenen Beendigung des Zikadenterrors ein Gedankenaustausch mit einem auf Bornholm weilenden Familienmitglied stattfinden kann. Kenner der Szene ahnen langsam, womit dem armen etwas gelangweilten Schreiber dieser Mitteilungen, der nicht so richtig auf Wein und warme Wellen steht, im mittellitalienischen Hochsommer zu helfen ist: nur mit Buch und Bier! Das Bierproblem ist mühelos lösbar. Beim Durchchecken der Angebote in den Regalen des Supermarktes ist mir das Etikett mit dem schweißtriefenden gut gekleideten älteren Herren auf der Tuborgbierflasche sofort als Gruß aus der Heimat ins Auge gefallen. Ein Lob der Globalisierung, es lebe der freie Welthandel- in der Toskana herrscht eben doch kein Weinzwang, wie böse Gaumen immer behaupten!

Nun zum Buch. Eigentlich gehört ein Buch in jede Reiseapotheke. Aber bei mangelhafter Vorbereitung ist es eben nicht so und man kann doch nicht ewig, um das Lesebedürfnis zu befriedigen in der Gebrauchsanleitung des Autos blättern oder Touristeninformationen konsumieren und mit der Stillechtheit ist es auch so eine Sache, sonst hätte man aus der heimischen Bücherwand einen römischen Dichter oder die Bibel entliehen – Goethe, Seume und Winkelmann habe ich auch am Lager, aber das sieht zu sehr nach Abiturvorbereitung aus. Doch da naht schon proletarische Rettung. Mein Schwager Knut rückt seinen Krimi aus der Feder des Südschweden Mankell heraus. Bei allen germanistischen Vorurteilen wie etwa: „So etwas liest man nicht!“ und der eigenen Unsicherheit in Bezug auf Kriminalliteratur nach Edgar Wallace und Agatha Christie – beim Zikadengerassel oder dem Schwanz der holzhütteneigenen Eidechse – es hat Spaß gemacht, diese schablonenhaft organisierte Schwarte zu lesen und so mit dem missmutigen und blasenschwachen Kommissar Wallander durch das ewig vier Grad warme Ystad auf Verbrecherjagd zu gehen. Schon das gelesene Wort „Schnee“ war Balsam für meine im Erzstaub von Populonia heißgelaufenen Krampfadern. Auch der angekündigte Titel eines weiteren Buches „Die Hunde von Riga“ war wie eine Schutzempfehlung gegen die Übermacht der mediterranen Zikaden bei 36° C im Hochsommer 2002, an einer der Wiegen der Menschheit, in der Nähe von Rom.

Abreisen ist genauso aufregend wie Anreisen. Sonnabend ist Bettenwechsel. Die im Laufe der Wochen zur Reviermarkierung aufgestellten Anwesenheitssymbole - mein dingliches Skizzenbuch – werden eingeholt und nach Möglichkeit im Laderaum des Gefährtes verstaut. Ganz unten kommt logischerweise der bereits erwähnte schwergewichtige Otto-Kilometer-Stein vom Rande der Via Aurelia zu liegen. Der ebenfalls zu entführende mittelgroße Olivenbusch, der irgendwo in den märkischen Sand gesetzt werden soll, muss allerdings noch etwas gestaucht und beiseite gerückt werden, damit er dem Lenker des Autos nicht bei jedem Blick in den Rückspiegel ein Verharren am Urlaubsort vortäuscht. Es ist ein weiter Weg vom römischen Speckgürtel, mit Hepathromb geschützter Wade, zur Schweinehaxe am Kochelsee. Jedenfalls war die Abschiedsbustour gestern nach Rom eine gute Tat. Aus Gründen der Nervenschonung kann man schon mal einen Tag lang der fuchsschwanzwedelnden Führerin Marietta hinterherdackeln und sich unter anderem Papas enormgroße Hütte zeigen lassen. Spannendes Alltagsrom! Schwer beeindruckt war ich von Erfindungsreichtum etlicher Touristen, die sich unter dem gestrengen Blick der Schweizer Garde kurzzeitig zu einer waden- und nabelbedeckenden Anzugsordnung bekennen und dann nach vollzogenem Ritt durch Peters Dom in einer Ecke des Anwesens schleunigst die angelegten Schutzhüllen wieder fallen lassen, um nach urrömischer Sitte, mit freier Wade und Sandale am Fuß, die Stadt weiter zu durchqueren. Die vielen umgewedelten oder stehenden Säulen und mächtigen Ziegelwandreste in Rom-City erinnerten mich allerdings schon wieder an die eigene bildnerische Arbeit und an Hinterhofsituationen im Prenzlauer Berg. Man merkt, der Mann ist erholt – TUI sei Dank! Als Hobby-Meteorologe vermute ich, dass es ein stattliches Tiefdruckgebiet mit verbundener Kaltfront war, das sich am Abend des letzten Tages vom Tyrrhenischen Meer auf das Festland drängelte und mit einem fulminanten Gewitter den allesbeherrschenden Heißluftpfropfen niederkämpfte. Arrivederci Hitze! Es war eines jener Kreisgewitter mit Rundumbeleuchtung, sagenhaften Blitzen in den viellagigen Wolkenschichten, nahezu biblischem Getöse – Wildschwein und Urkuh erschreckend – und seinem Widerschein im Kugelbauch der Grappaflasche. Staunen und Fürchten, wie bei vergleichbaren Naturereignissen auf der Insel der Kindheit, als Römer noch eine norddeutsche Bezeichnung der Trinkgefäße für Schnäpse, wie den immergrünen Pfefferminzlikör oder den weißen Korn war.

Für die Folgen dieses Weltgewitters übernehme ich nicht die Verantwortung. Nach mir die Sintflut! Eine gewaltige Regenfahne hinter uns herziehend, treten wir die Heimreise an. Die Auswirkungen für unser geliebtes Sachsenland sind allgemein bekannt. Dort wurde als Ergebnis dieser Dauerberieselung so manches Wohnhaus weggespült, manche Verkehrsampel gerodet, auf natürliche Weise faule Kredite getilgt oder Bäume umgenietet und in etlichen Rheinländern neidische Gedanken erzeugt – die dachten sie hätten Hochwasser und Hochwasserhilfe gepachtet. Scheiß Osten!

Selbst in der Dresdner Bahnhofsmitropa, die ich am 15.09.1965 um 4.00 Uhr morgens zum ersten Mal betrat und die mich durch ihren SB-Charakter, mit einem Laufband für das schmutzige Geschirr an seiner Südwand, schwer beeindruckte, hieß es nun Stuhl, Teller und Tasse unter.

Italien Anfang August '02 zu verlassen war verkehrstechnisch gesehen gar nicht so einfach. Der ganze Norden des Landes litt unter Totalverstopfung und die Scheibenwischermotoren hatten alle Hände voll zu tun. Das zieht sich hin und windet sich, bis das erste bayrische Kuhdorf mit Halsglockengeläut und Dungenruch heimatlichen Untergrund verkündet. Mit vor Anstrengung bis an die Windschutzscheibe reichenden Stielaugen erreicht man dennoch glücklich das Gasthaus am Kochelsee. Das Bett ist vorhanden – die Haxe ist ausverkauft.

Mai 2003. GASAG, BEWAG und Telekom machen auf dem Gehweg der Chausseestrasse Frühjahrsbestellung. Schon seit Wochen lagert das branchentypische Saatgut - bestehend aus Schiebern, Muffen, gelben Plasterohren oder dunklen vieladrigen Kabeln, gehäuft und mit Brettern durchsetzt - in der warmen Frühlingssonne an der Mündung zur Tieckstrasse und wartet auf seine Verbringung in das Erdreich.

Zwar war schon einmal kurzzeitig das Geräusch eines zur Erdbewegung eingesetzten Radieschenziehers zu vernehmen, der musste aber aus taktischen Gründen den Arbeitsort wechseln und in der benachbarten Schlegelstrasse weiter buddeln. Menschlich gesehen ist das nicht weiter tragisch, außer dass die Laufbahn der Leute durch die Aktivitäten an dieser Baustelle eingeengt wird und nach den Gesetzen der Physik zur beschleunigten Fortbewegung im Sinne des dritten Hauptsatzes der Thermodynamik führt. Die Temperaturen sind jedenfalls danach! Dreißig Grad im Schatten – da wird dem blühenden Rotdorn einige Meter weiter ganz schwindlig. Einziges Ärgernis in dieser Situation sind wie so oft die Radfahrer, die bei solchen komplizierten Wegverhältnissen immer rammsüchtiger werden. Gerechtigkeits halber war voriges Jahr die gegenüberliegende Straßenseite dran und die Teilnehmer so manchen Literaturforums, literarischem Duetts oder einer schlichten Lesung mussten ihre Zigarette davor oder danach zwischen diesem bereits erwähnten Baustellenmobiliar inhalieren. Am meisten hat sicher der Pächter des Brecht-Kellers geflucht, weil er seine Biertonnen über Erdwälle oder Spundwände hieven musste, bevor er die Situation als senatsgegeben akzeptierte und sich genauso wie die nebenan tätigen Buchhändlerinnen oder der vornehm tuende Galerist zähneknirschend mit dem Baustellensand arrangierte. Da geht es auf dem Dorf jetzt viel zünftiger zu. Es werden: Eulenkästen gezimmert, japanische Wegemuster geharkt, Schafe gezählt oder geschoren, staatlich verordnete Klärgruben in das Erdreich getrieben, per Internet geordnete Hecken ausgesetzt, Sprosserseminare unter der Schirmherrschaft des Weißweinproduzenten Alfons Schnabel abgehalten, Löwenzahn gestochen, Bau- und Gartenmärkte geplündert, Fernreisen geordert, Rhabarber gezupft, Trollblumenwiesen gesucht, Arbeitsamtsneuregulungen interpretiert, Wachstumshilfen gebastelt, Störche vermisst, Kartoffeln verbuddelt, Frostschäden taxiert, Kollegen schlecht oder gut gemacht, Fehltrübe geschreddert, Regen- oder Biertonnen geleert, Herrensitze bestaunt, neue Autobahnan schlüsse ausprobiert, Knurrhähne konserviert, Wachteln gekauft, Eigenurin- Trinkkuren empfohlen, Brennesseln entwurzelt, Bohnen gelegt, Sitzmöbel geweißt, Katzen gestreichelt, Bücher gelesen, Herdplatten entrostet, junge Bäume verlagert oder man verletzt sich auf empfohlenen Schleichwegen zwischen Groß- und Kleinkleckersdorf die Ölwanne am Renault.

Erster Mai (es lebe der)

Mai 2003

Zur Feier des Tages wird der längste Haselbuschast in die Nabe eines liegenden Ackerwagengrades gesteckt, an die Spitze die schwarz-rot-goldene Flagge mit Hammer und Getreidekranz genagelt und mit jugendlichem Stolz und ungewöhnlich frech, die ganze ortsansässige Pommernclique herausgefordert. Wenn schon Knecht, dann nicht Pferdeknecht oder Kuhhüter sondern Knecht von Juri Gagarin und Nikita Chruschtschow – immerhin haben die uns Kinder durch die von ihnen mitverursachte Gründung einer LPG von der täglichen Stallarbeit befreit. Es lebe der Tag der Befreiung des Kindes von der Diktatur der Tiere und dem Diktat der Pflanz- Hack- oder Rodetermine, der Befreiung Siegfrieds von der täglichen Frühjahrsarbeit des Kartoffelabkeimens in den muffigen Katakomben des Gutshauses und dem täglichen Druck der einzuhaltenden Essenszeiten der Stalltiere. Also rauf auf 's Rad und ab in das nächste größere Dorf wo eine Art Spätaussiedler-Combo mit ihrem live erzeugten Lärm, der durch böigen Wind von leise bis sehr laut moduliert über die Felder verteilt wird und durch Schlehenbuschhecken gefiltert, die Gegend erfüllt. Von weitem sichtbar das spärliche Grün der Dorfrandbepflanzung, durchschimmert von rotgrundierten Losungen zum ersten Mai.

Es lebe der 1. Mai! Warum eigentlich auch nicht, meinetwegen die restlichen Tage dieses Monats auch. Na ja, wenn man erster ist, wird man besonders beachtet. Das Wetter ist gut, also findet die Veranstaltung nicht im Saal statt. Gastwirt Krüger hat seine ambulante Schankstation am Rande des Sportplatzes aufgebockt, wo er durch den Druck der Kohlensäure das Stralsunder Bier aus der Holztonne in die Trinkgläser presst oder Holzfassbrause ausschenkt. Auf dem vom Maulwurf unterminierten Rasen des Sportplatzes holzen derweil zwei ortsübliche Fußballmannschaften um einen nicht näher zu identifizierenden Pokal. Es ist der vom Abstieg bedrohte Kreis-Klassist „Traktor Neuenkirchen“ gegen eine Auswahl der MTS, verstärkt durch einige Mitarbeiter der VEAB. Aber das ist ja nur eine Art Freundschaftsspiel, obwohl das Krachen der gekreuzten Schienbeine oder der dumpfe Knall der Pressschläge in den von Lerchen bevölkerten Rügener Frühlingshimmel diese Klassifizierung für Kinderohren relativieren. Da sich wie zu erwarten am Ende der Veranstaltung mindestens zwei Prügelknaben auf die Nase hauen wollen, ist die Staatsmacht in Person von Polizist Kuhlmann in Begleitung eines Helfers der Volkspolizei seit Beginn des Festes präsent, zumal es immer wieder vorkommt, dass zur fortgeschrittenen Stunde jemand an den Tafeln oder Spruchbändern mit den Mai-Losungen herumfummelt – das kann in staatsfeindliche Hetze ausarten und muss im Keime erstickt werden. Das Kulturprogramm ist dieses Jahr allerdings etwas mickrig ausgefallen. Die durch staatliche Regulierung kurz gehaltene Schaustellerbande ist aus Kapazitätsgründen oder Personalnot erst gar nicht angetreten und bespielt nur noch größere Orte wie Gingst oder Trent und die Karaoke Darbietungen einiger Suffköpfe, die zur Abendstunde hin sogar Julia Axen interpretieren, müssen einfach besser gesteuert werden. Wenn es dann dämmernd und der erste Mai abzuleben beginnt, verziehen sich die Großen auf den mit Kerzenwachs-krümeln oder Leinölsamen behandelten Holzfußboden des Kneipensaaes zum Tanzbeinschwingen, während ich, der Mittelgroße, den Dynamo an das Vorderrad des Drahtesels klicke und nach Hause strample.

2 x Halle

08.05.2003

Hinter den Fensterscheiben der Schreibstube scheint mal wieder ein Bevölkerungsaustausch im Gange zu sein. Alle Augenblicke gleitet ein mit Robben bemaltes Umzugsgefährt ins Blickfeld und es werden Wohnungseinrichtungsgegenstände ge- oder entladen. Meistens nur mit spärlichen Grünzeug garniertes Schlaf- und Wohnmobiliar – obwohl hier und dort auch mal ein richtig dicker Umzugspott rheinländischer Herkunft vor Anker geht – das sieht nach einer dauerhaften Wohnstätte aus – hier wird ein anständiger Umzug verzapft, mit Möbelaufzug außenbords und ganztägiger Dauer. Ein Grund dafür ist das im letzten Jahr rekonstruierte ehemals kleinwüchsige Haus in Richtung Nord-Nordwest, welches nun durch einen Dachaufsatz gestreckt und Hammerweiß bepinselt, meine Lieblingsblickrichtung verstellt. Aber warum soll man sich diesen schönen Maientag mit PDS-saurem Blick verbauen. Bei Drehung des Kopfes um 90° gibt es ja noch die voll erblühte Friedhofskastanie und der Dornenstrauch schräg unten ist am Erröten. Bei der Einkaufswagen-Rallye im Kaufhallenneubau waren heute auffallend viele weißbepuderte frisch zugezogene Müllers- oder Müller-Milch-Töchter aus Porta Westfalica oder Minden mit auf der Piste. Die stört aber auch jede verschnupfte Haarwurzel oder jedes Pickelbaby auf der Haut. Wie dick müssen die erst auftragen, wenn die Altersflecken richtig loslegen und es um das blanke Aufkrücken geht? Selbst Diana, die gute junge Ostbraut, ging mit weiß gepudertes Nasenspitze auf Schnäppchenjagd. Die neue Einkaufshalle, die an Stelle der pulverisierten alten Anlage am gleichen Ort errichtet wurde und hauptsächlich Lebens- und Lebenshilfsmittel anbietet, verfügt im Gegensatz zu PLUS mit seinen Dosenwaren und klebrigen Leichtmetallpfandmarken über einen richtig guten Pfandflaschen-Automaten, der einem, bei entsprechender eigener Vorbereitung auf die Benutzung dieses Gerätes, die in täglicher mühevoller Kleinarbeit in meinem Dichterviertel erworbenen und zu Hause entleerten gläsernen Bierhüllen förmlich aus den Händen saugt und in die dunklen Kanäle der Neuverwendung weiterleitet. Während sich die Haupteinkaufs- oder Rollrichtung der Metallgefährte im Vergleich zur Halle „Ost“ aus verkaufpsychologischen Gründen um 180° in Richtung Hamburger Bahnhof/

Friedrichstadtpalast verlagert hat, früher war es Richtung Charité/ Borsighaus, ist die Flaschenannahme nahezu ortstabil geblieben, nur das dieser zum Wirtschaftskreislauf gehörender Akt in einer Art vollmechanisierten verdeckten Operation durchgeführt wird. Die personalintensive, geräuschvolle Pfandannahme des Jahres 1990, als die Mitarbeiterdecke in dieser Schmutzdecke Mitte des Jahres durch etliche Herren gesetzten Alters erheblich gestreckt wurde, die beim Harrasse- Wuchten den Eindruck erweckten vor kurzem noch ganz andere Tätigkeiten ausgeführt zu haben als hier im Kaufhallenbereich HFA (Hauptflaschenannahme) Bier- und Brauseflaschen zu sortieren, ist längst Geschichte.

Schöne Mark

12.05.2003

Es ist wieder mal Frühling. An Straßenrändern, in Vorgärtenanlagen oder zwischen Hütten der Pieper sprießt der Flieder. Flieder-Roter, Flieder-Doppelter oder Flieder-Weißer. Während vor kurzem in der pappelumzäunten Sportanlage noch Ball gespielt wurde und „Krokus Mittenwalde“ gegen die „Rangsdorfer Veilchen“ beim Kampf um den Nuthe-Pokal mit einem blauen Auge davon kam, sind jetzt die Radfahrer und Skater los. Die Teppen bleiben heute hübsch am Nagel, die Pferde im Stall und es werden die Drahtesel gesattelt oder die Sommerschlittschuhe umgebunden. Eigentlich ist es eine Jahrhundertidee den südlichen Fläming für die zahlreichen Anhänger dieser weder auf die Hilfe von Tieren oder Verbrennungsmotoren angewiesenen Fortbewegungsarten zur Verfügung zu stellen und eine Art „Lausitzring“ für dieses närrische Volk zu erbauen. Die nur leicht gewellte Landschaft, strukturschwach wie immer, seit Ewigkeiten nur vom Kanonendonner des Militärs oder dem vierwöchigen Schießen der Spargelpflanze im Frühjahr belebt, wird neu justiert. Da wundert sich sogar der Besitzer der Doppelscheune mit „Möbel Antik“ wenn er seiner aus etwa dreißig Mitgliedern bestehenden Ziegenherde beim fröhlichen Butterblumenzupfen zusieht und plötzlich auf der unweit vom Gehöft verlaufenden Skatebahn ein THW-Blau bekleideter Läufer aus dem Gebüsch hervor bricht – kein Wunder bei diesem Gefälle aus Richtung Petkus – sicher neun Prozent.

Ja, ja runter kommen sie alle! Ansonsten ist das alles sicher nur Vorteilhaft für das Gaststätten-gewerbe. Welcher Rad- oder Rollschuhfahrer käme schon auf die Idee sich bei der Fortbewegung durch den schönen Fläming mit Stuhl oder Sofa zu belasten? Wenig später ist Unruhe im Dorf. Eine im Dorfkreisverkehr herumirrende Gruppe, mit teilweise durch Schweiß und Pollenstaub verunreinigten Brillengläsern, sucht Hunde und Hühner reizend den Abzweig nach Dahme, wird aber zum Glück durch eine dazustoßende Radmutter mit Kind auf den rechten Weg gebracht. Sie selber will bis Einbruch der Dunkelheit das Radfahrerhotel in Felgentreu erreichen, wo der Service-Bus das Gepäck abgeladen hat. So kommt Bewegung in Wald und Flur. Natürlich kann hier und dort von der Tourismusbehörde noch nach gebessert werden, aber im Großen und Ganzen läuft und radelt das alles schon ganz gut.

Allerdings ist selbst für norddeutsche Schlittschuhläufer auf Anhieb ersichtlich, dass noch viele Fahrfehler begangen werden. Die meisten Skater treten einfach zu kurz – also immer schön die Beine schwingen und gaaaanz lang durchziehen! Des Weiteren würde ich bei den zahlreichen Rowdies auf der Piste und den damit verbundenen Regelverstößen, die Errichtung eines Skater-Gerichtes in Zossen empfehlen. Problemzonen sind auch die dorffreien Feld- und Waldstücken, wo hungrige Sportfreunde im Hochsommer den Bauern die unreifen Maiskolben wegnaschen oder die Wälder zukacken. Für die fernere Zukunft kann ich mir an diesen ekligen, den Vorwärtsdrang hemmenden Hügeln des Landkreises Teltow-Fläming, die Errichtung von rolltreppenartigen Konstruktionen oder den Bau von Radfahrerhebwerken vorstellen. Auch das Skater-Klo ist noch nicht erfunden!

Oder wie wäre es mit der Gründung einer Pannenhilfsorganisation, die Störungen an den Sportgeräten behebt und eine medizinisch-gastronomische Unterabteilung für Beule, Wadenkrampf oder Hungerast besitzt? Im Ganzen eine Art „Weißer Engel“, der über allem wacht. Nun muss man sich bei Betrachtungen über diese Volkssportarten aber nicht zum Oberziegenbock der Herde des Besitzers von „Möbel-Antik“ aufschwingen und zum Meckern verleiten lassen. Die Skater-Bahn ist für diese - zwischen Berlin und den Braunkohlevorkommen der

Lausitz eingekleitete Landschaft – mit den Sängern aus Finsterwalde, den Teltower Rübchen und der JVA in Luckau – eine tolle Sache.

Tendenzen I

27.08.2003

Die Bildende Kunst geht im Moment in Richtung Innendekoration – alle Maler machen Plastik. In anderen Kunstabteilungen ist ähnlich grenzverrückende Bewegung. Sänger schreiben oder politisieren, Musiker machen Waldlauf. Viele entdecken ihr zweites intellektuelles Standbein. Bevor es beispielsweise in der Bildenden Kunst irgendwelchen Defätisten einfällt ihren Rüssel unter das Sitzsofa zu halten und aus dieser Staubposition die Welt neu zu betrachten, wird mit wahrer Hingabe an Dinglichkeiten gebastelt, die die Ausstellungsräume füllen oder versperren. Das ist das klassische Kuhschwanzsyndrom! Es ist leider nicht mehr feststellbar welcher Ochse mit seinen Arbeiten den Startschuss für diese Kettenreaktion gab. Vielleicht verweisen sich durch die überhitzten Jahreszeiten einfach nur die Unterschiede zwischen drinnen und draußen, zwischen Wohnraum und Stadtraum. Wer sich lange genug im öffentlichen Stadtraum aufgehalten hat, dem fehlt irgendwann ein lädiertes Baggerteil, ein dunkelgrauer Poller oder ein Tobelement vom Enkelkinderspielplatz im Wohnraum und schon ist die plastische Idee geboren.

Das bereits erwähnte und auf wunderbare Weise wirkende K-Syndrom ist auch außerhalb Berlins anzutreffen. Nach dem mehrjährigen Run auf die erdgestützte Pflanzenwelt in Baumärkten, auf Strauchbörsen und Baumoberschulen ist dieses Jahr die Wasserpflanze der Liebling der Saison. Der letztes Jahr in abendlichen Gesprächen noch drei Mal genannte Eulenkasten wird dieses Jahr nicht mal mehr mit der Vorsilbe erwähnt. Stattdessen findet dieses Jahr die Kommunikation im Dorf mittels Unken- oder Karpfenrufen (quarr, quarr – unk, unk – koi, koi) statt. Voraussetzung dafür war, das ein Dorfbewohner mit der Anlage eines Teiches begann, das K-Syndrom einsetzte und sich somit der Vorgartenteich nach dem Einsatz erheblicher Muskelkraft und Geldmittel im ganzen Ort verbreitete. Mit Respekt ist zu vermerken, dass einige dieser Wasseranlagen die Größe eines ausgewachsenen DDR-Feuerlöschteiches erlangten. Als noch zu wertende Nebenwirkung dieser Drainage- und Erdaushubmaßnahmen wird den auf umliegenden Wiesen herumstolzierenden Störchen die Nahrung abgegraben, in dem man die Padden in die privaten Wasserbehälter lockt, wo sie ungefährdet durch spitze rote Schnäbel, mit langen Schwimmstöben die Entengrütze umrühren können und damit vielleicht sogar einem zufällig vorbeischauenden Kunsthandwerker, durch ihre Wasseroberflächengestaltung, zu neuen Arbeitsideen verhelfen.

Herzliche Grüße

28.08.2003

Wieder ein Jahrfünfzigsummer mit Temperaturrekorden und Mini-Flugsandwanderdünen am Rande der Baugruben der BEWAG oder GASAG in der Chausseestrasse, rechte Seite, Richtung Wedding. Nachdem sich der Tross aus Schachtarbeitern, Rohrlegern, U-Bahn-Tunneldeckensanierern mit vielen Unterabteilungen einzelner Gewerke – bis hin zu den Schwarzfüßen von der Teeranstrichkolonne – im vorigen Jahr auf der gegenüberliegenden Straßenseite in Richtung Invalidenstraße vorgekämpft hatte, ist dieses Jahr die Gegenrichtung dran. „Oh, Einzelhändler! Oh, Restaurantbesitzer!“, beim Elfenbein der Modelle im Laden des Hochzeitstatters! Wenn der Presslufthammer sein fröhliches Lied schnattert oder der Kessel mit dem schwarzen Warmanstrich für die Betondecke über der U 6 angeheizt wurde, dann kommt Freude auf! Durch die TGL gerechte Absicherung dieser Wanderbaustelle mit viel frisch geschnittenem duftendem Holz aus den Kiefernwäldern Russlands oder Brandenburgs wird der ganzen, etwa fünf Monate dauernden Aktion, etwas die Schärfe genommen. Als Betroffener muss man sich halt einrichten. Aus Erfahrung weiß ich: Irgendwann ist alles wieder gut und das

Bischofsmützenverlegekommando vom Straßen- und Wegebau mit Knieschutz und Hartgummihammer bringt die Sache zum Abschluss. Bis dahin kann es schon passieren, dass man sich beim Blick in die Grube, wo ein Monteur einem total versifften Gasrohr einen Bypass legt, am Lichtbogen des Schweißgerätes die Augen verblitzt. Es gibt aber auch Profiteure dieses Zustandes. So benutzt die Blumenhändlerin die hölzernen Schutzkonstruktionen vor ihrem Laden um eine Kollektion von Hängepflanzen im öffentlichen Raum zu präsentieren, während der Zeitungstürke einige Häuser weiter das Lattengerüst vor seiner Hütte als Armstütze beim Biertrinken oder als Zigarettenschachtelablage gemeinsam mit seinen Kunden benutzt. Da in dieser Jahreszeit wahrscheinlich sowieso keine Hochzeiten arrangiert werden und es eher um Bestandssicherung oder Scheidungsvorbereitungen geht, hat die Besatzung des Hochzeitausstatters im Borsig-Haus die einzig vernünftige Entscheidung für den August 2003 mit Jahrfünftigsommer und der sehr langsam voranschreitenden Wanderbaustelle vor der Tür, getroffen und hat den Weg in den Urlaub angetreten.

Eigentlich soll man ja als Hilfschronist eigene Befindlichkeiten bei der Weltbetrachtung außen vor lassen. Da aber der Mitte Juni über Norddeutschland querliegende Kaltluftpfropfen eine ganze Reihe von einschlägig vorbelasteten Leuten umgewedelt hatte und somit ein kollektives In-die-Kniee-gehen verursachte, infolgedessen man sich irgendwann im 17. Stockwerk der Charité wieder fand, ist der Aufenthalt auf dieser Aussichtsplattform in ziemlich luftiger Höhe vielleicht von allgemeinerem Interesse. Ich hoffe, dass es nicht nur der überstandene Schrecken oder die leichte, die Rekonvaleszenz fördernde Krankenhauskost oder die kurzbeinige Anzugsordnung auf Station 17 waren – mit ihren mediterranen Tagesabläufen und der schwesterlich umsorgten patriarchalischen Stellung des Patienten. Auch Nachwirkungen durch Umneblung von Narkose oder Röntgenkater sind auszuschließen; Berlin von oben – zur Sommersonnenwende – ist eine Wucht!

Viel liegt es sicher an der Austauschbarkeit der über Jahrhunderte gewachsenen Architekturformen im Stadtbild. Natürlich muss man bedenken, dass es sich bei vielen Gebäuden um Nachbildungen oder Paraphrasen handelt – UMBERTO VIER ECCO, der berühmte italienische Architekt war immer zu erst da. Besonders beeindruckend ist die Welt der Kupferdächer mit ihren reichen Nuancen – die malachitgrünen Türme des Frankfurter Tores, viele grüspanige Kirchtürme älteren Datums, das quadratische Dach der Neuen Wache, der schwermütige Turm aus versiegeltem Kupfer auf der Museumsinsel oder tschibobraun getönte moderne Imitate dieses Dachdeckermaterials an allen Ecken und Enden der Stadt. Blattgold oder Trompetenblech wurden im Vergleich zu anderen Residenzen wie Dresden oder München spärlicher im Berliner Dachbereich verwendet. Die Masse der Hausdächer, die logischerweise aus tönernen Nonnen, Mönchen oder Biberschwänzen besteht, ist in einem guten Zustand und die festgestellte Trennung in Ost- und Westdächer anlässlich des Besuches eines Blinddarmpatienten am selbigen Ort 1991 ist durch viel Dachdeckerfleiß im Laufe der letzten Jahre überwunden. (Bekanntermaßen waren die Hausdächer im Machtbereich des gelernten Oberdachdeckers E. H. also in Ost-Berlin, in einem beklagenswerten Zustand und markierten damit aus luftiger Sicht eindeutig die Zweiteilung der Stadt.)

Weil Kunstmaler sich gerne von Dachrändern Aussichten auf ihre Lebensräume verschaffen, ansonsten gnadenlos in Patina und abgewetzte Häuserfassaden verliebt sind, auch mal ein gut gestrichenes Wellasbestdach durchgehen lassen und ungeduldig frisch-roten Ziegeldächern einen baldigen Moosbesatz wünschen, außerdem staatlich geförderten Dachbodenausbauten zur Wohnraumgewinnung sehr skeptisch gegenüberstehen, weil dadurch lebensnotwendige Fensterausblicke vermauert werden, sind solche Runderneuerungen am guten alten Kietz nicht immer wohl gelitten. In den grünen Bereichen des Stadtbildes scheint alles in Ordnung zu sein. Nun gut, die kastanienfeindlichen Miniermotten müssen sich erst noch ver- oder entpuppen und das restliche Grünzeug hat gerade frisch geblättert und gibt der roten Dachflut ordentlich Zunder. Wenn es dann noch visitenfreier Samstagmorgen ist, die Sonne scheint, klare Sichtverhältnisse vorherrschen, der Wind ganz stille ist und am südlichen Stadtrand in Richtung Teltow ein Heißluftballonfahrertreffen stattfindet, in dessen Verlauf etwa zwanzig dieser aufgeblasenen Plastehüllen, ohne geräuschvoll Gas zu geben, über den Himmel schleichen, Stationsschwester Sonja die Tropfstange in die Ecke stellt und die ganze Bude vom Duft nach frischgebrühtem „Pfeffi“ erfüllt ist, der Bett Nachbar mit generalüberholter Pumpe (Bypass, Schrittmacher und neuer Herzklappe vom Schwein) friedlich schnarcht, wird Berlin eine ganz heitere und freundliche Stadt.

Der Umbau der Gesellschaft hat begonnen. Logischer Weise erst mal wieder, statt der vielstimmig geforderten Umverteilung von oben nach unten, mit einer Verteilung von vorn nach hinten oder von der Seite nach Vorne. Überall werden die Trillerpfeifen gewaschen und die Streikwesten gebügelt und an Stelle des ausgebliebenen heißen Herbstes ein heißes Frühjahr oder im Falle einer Verzögerung ein heißer Hochsommer verkündet. Die Bevölkerung Deutschlands ist auf der Suche nach dem Sündenbock! Wer möchte in dieser Zeit Minister sein? Der Gesundheitsministerin wird ein doppelter Oberschenkelhalsbruch gewünscht, Trittin möchte man auf ein Rad seiner unzähligen Windmühlen binden, dem Verteidigungsminister würde man gerne eine Mine unters Gesäß legen und dem Arbeitslosenverwalter wünschen viele Leute Miniermotten, Engerlinge, Wühlmäuse oder Kartoffelkäfer auf sein Grundstück. Zur Ehrenrettung der soeben aufgeführten Ressortleiter möchte ich erwähnen, dass ich niemals, auch nicht im Geheimsten, den Wunsch hatte mit ihnen beruflich zu tauschen und damit für die zig Millionen Stück zählende Hammelherde der Bevölkerung verantwortlich zu sein, die in ihrem unverwüstlichen Konsumverlangen und mit ihrer unstillbaren Vergnügungssucht erst einmal in Schach gehalten werden muss.

Der dampfende First der Runkelrübenmiete

Der Weihnachtspfefferkuchen, bis dato eine echte Hard-Ware, beginnt zu weichen

Die Bauern verabreden sich schon wieder zur Hausschlachtung

Die erste Fledermaus am Hofhimmel

Großvaters Hufeisenrohlinge und zwei Säcke mit Koks für das Schmiedefeuere sind eingetroffen

Wohin ist die Luft aus dem Gummifußball?

Es ist windstill am Abend über der Nassschneedecke; Entenflug, Sternenbilderrätsel

Die Hunde der Inselförfer im Kreuzgebell- was der Hund aus Zirmoisel dem Neuendorfer Köter wohl mitzuteilen hat?

Das Brennholzsammeln in der INRI- Hecke

Die pupillenlosen Jungschneeglöckchen

Zunehmendende Flugbewegungen des Wassergeflügels

Im Stallraum schrapelt der von Kinderhand getriebene Rübenschneider gelbe Wrucken

Über den Banzelvitze Bergen geht der Mond auf

Es riecht nach nassen Trainingshosen

Der Dunghaufen vor dem Stall dampft
Die gelben Weizenstrohhalm im Schnee

Immer diese Halbjahreszeugnisse!

In den Winterferien boomt die Kinderarbeit, wann wird endlich die Zwangskollektivierung der Landwirtschaft beschlossen?

Der Landarzt reitet auf seiner JAVA vom Hof. Warum wird dem immer das Stück guter Seife neben die Waschsüssel gelegt? (von Karlchen Perlich aus Hamburg geschickt)

Wir müssen die Sorten aus physikalisch-chemisch aufbereiteten Tierknochen benutzen- das ist 40 Jahre zu früh!

Bei Zimmermanns soll der Rhabarberwein ausgegärt haben

Ich habe meinen zum Geburtstag erhaltenen Bastelbogen aus Aluminiumfolie verarbeitet – die MiG-15 ist fertig und belebt an Zwirnsfäden gekettet, den Luftraum über meinem Bett. Das waren tolle, klebstoffduftende Tage, die wie im Rausch vergingen.

Vater hat bei der Heimkehr von der Geburtstagsfeier bei Langes in Reetz um Mitternacht - lufflinig den Weg abkürzend – bei der Verrichtung der großen Notdurft, seinen Ehering ver-saubeutelt. Auf Höhe 7,20 links vom Leuchfeuer Arkona. Am kommenden Tag, es ist Sonntag, wird ein Suchtrupp unter Einbeziehung der Kinder gebildet – Ergebnis: negativ.

Folgende Kettenreaktion beim Steinesuchen auf dem Tribbevitzer Acker:

Stufe I: Der diensthabende alte Kolkkrabe überfliegt geräuschvoll meinen Standort.

Stufe II: Nach kurzer Zeit finde ich ein Hufeisen.

Stufe III: Auf meinen Glücksanspruch beharrend suche ich weiter und finde Minuten später das untere Drittel einer Steinaxt...HURRA!

Weitere Entdeckung: An einer fahrradfahrenden Tribbevitzer Dirn, die freundlich grüßend an mir vorbeirattert, bemerke ich, das die Zweiräder in dieser Region immer noch wie vor 50 Jahren mit Bordmitteln, wie blaues witterungsbeständiges Kunststoffband, ehemaligem Schlüpfergummi oder gelbem Klingeldraht repariert werden. Dieses hauptsächlich elastische Material, das an den hinlänglich bekannten Sollbruchstellen des Zweirades zum Einsatz kommt, ist damit für das markante Geräusch verantwortlich, das entsteht, wenn Gerlinde den Betonplattenweg mit seiner groben Fugung benutzend, in Richtung Rappin davonstürmt.

Die Sommerlöcher 2004

10. August 2004

„Das deutsche Volk ist eine Schweinebande“, Kaiser Wilhelm 1918 nach seiner Abdankung. In Hinsicht auf Sommerlöcher ist 2004 ein ziemlich perforiertes Jahr. Wie werden diese ausgefüllt? Neben dem üblichen jahreszeitlichen Blödsinn, der aus Ermanglung an genauer Recherche oder Faulheit sowie Unfähigkeit der Stallwachen in den Redaktionsstuben, den Medienbrei fast ungenießbar machen, gibt es in zunehmenden Maße auch Nachrichten von Aktivitäten, die das Sommerloch in eine Art positive Ausstülpung verwandeln. Ein heißes Thema sind die so genannten Hartz-Reformen. In Anlehnung an ihre ruhmreiche Vergangenheit und zum Schrecken ehemaliger Bürgerrechtler, beleben aufmuckende arbeitslose Sachsen, besonders die Einwohner unserer Heldenstadt Leipzig, die gute alte Montags-Demo wieder. Sie haben die „Hardy-Krüger-Kampf- und Wanderweste“ angezogen und halten, in ihre SSV-Plünnen gehüllt, selbstbewusst den Schilderwald mit Warnungen an die Regierung in die Luft, die diesmal auffällig sparsamen Inhaltes sind. So liest man: „Hartz macht arm“, „Es reicht!“, „Mit uns nicht!“, oder die ganze Sache wird durch einen trittbrettfahrenden PDS-Slogan unterstützt, der auch eine Schlafzimmertür verzieren könnte und „Aufstehen!“ fordert. Überall riecht es in diesem Sommer nach Volksabstimmung und Aufruhr, wie etwa bei der Debatte zur Rechtschreibereform – als ob durch eine blanke Buchstabenumsortierung irgendein Problem in der wirklichen Welt gelöst würde. Das sähe bei einer Rechenreform schon ganz anders aus, wenn 1 + 1 plötzlich zu 3 würden oder das Kalendarium aus verfassungsrechtlichen Gründen um einen Monat aufgestockt werden müsste und der gemeine Bürger es plötzlich mit dreizehn Monaten im Jahresverlauf zu tun bekäme – wobei die Namensfindung für diesen Burschen sicher eine Herausforderung wäre.

Aus ironischen Gründen schlage ich „Vormärz“ oder, nachdem wir schon einen „August“ haben, meinen zweiten Großvaternamen „Georg“ vor. Aber wo platziert man diesen Neuling im Festkreis des Jahres? Meinetwegen könnte er auch „Siegfried“ heißen und in einer stillen, weißblonden Jahreszeit platziert werden – am besten im Anschluss an den September – warum nicht!

Im meteorologischen Sinne haben die vorausschauenden Leute immer Recht. So wurde aus dem prophezeiten heißen Herbst im politischen Sinne nur ein warmer Spätsommer, mit den üblichen Laubverfärbungen am Baum oder an den weinberankten Giebelwänden der Berliner Häuserschluchten. Die Bauarbeiter freut' s, denn so können sie manch begonnenen Dachaufsatz vor dem Eintreffen von Väterchen Frost vollenden, bevor Schnee und Sturm sie zu Verrichtung von Innenarbeiten zwingen. Bei Autowanderungen durch den Speckgürtel von Berlin dreht sich zurzeit alles um die Kartoffel. Adretta, Sieglinde, Secura – so heißen sie, sind 25 Kilo schwer und zur Einlagerung in den Dorfkeller bestimmt. Die schmecken in ihrem ungewaschenen Zustand sicher gut, wecken aber auch schlechte Erinnerungen an Kindheitstage, mit der Ausbeutung der Kinder auf dem elterlichen Kartoffelacker, unterm Wildgänse-Schrei-Himmel des Spätherbstes.

Aber da war ja immer noch Hoffnung beim Hantieren mit Kartoffelbergen, patschnassen Rübenblättern oder schwergewichtigen Kohlköpfen in der Nebelsuppe von „Tribbevitz am Ende der Welt“. In 8 Wochen ist Weihnachten!

Der Buchkauf

7.12.04

Das letzte Zwölftel im Festkreis des Jahres ist eingeläutet. Die Wetterlage ist höchst unentschieden. Immer die alte Leier – ein Hochdruckgebiet liegt ortsstabil über dem Drömling, ist ringsherum von lauter Tiefs eingekreist- also schwache Luftbewegung mit Nebelschwaden, ein bisschen Sprühregen und der Jahreszeit entsprechender schwacher Himmelsbeleuchtung, die bereits um 14 Uhr abgedimmt wird. In Berlins Mitte werden die Lindenbäume illuminiert, während die Privatleute ihre Balkone oder Fensterscheiben mit Weihnachtsschmuck garnieren oder gar eine affengroße Nachbildung des Weihnachtsmannes an die Hausfassade nageln.

Als Kind Stuben - oder Küchenhocker – zwischen dem 50.und 60. Lebensjahr – depressiv, so lautet eine alte Faustregel. Sie betrifft mich auch, da ich als Knabe lieber im elterlichen Haus den Abwasch erledigte oder die Fransen des Wohnzimmerteppichs gekämmt habe, als auf dem Felde der Rübe und Ähre, an der frischen Seeluft, große Taten zu vollbringen. Also erhöht man die Wattzahl der Leselampe – nur keine Schnitzmesser berühren – wegen der Wirbelsäule und den Tennisarm auf einen Schonplatz hieven – Buchseiten umblättern wird ja wohl noch drin sein. So ist man rückversichert und motiviert. Jetzt fehlt nur noch der Hauptakteur – das Buch. Viele Jahre war ich stolz darauf, immer wieder die wenigen Lieblingsbücher zu lesen – also selbe Inhalte unter gewandelten eigenen Ansichten und angehäufter Lebenserfahrung, neu zu verstehen. Dieses Leseprinzip kann man enorm lange durchhalten und es sogar soweit bringen, dass man im antiquarischen Bereich unbewusst Bücher kauft, bei denen man dann zu Hause feststellt, dass man diese schon besitzt. Des Weiteren kommt man auf diese Tour zu altertümlichen Weltbildern, weil die egozentrische Verhaltensweise des Lesers zum Buch eine ähnliche Konstellation darstellt, als wenn im kosmischen Bereich die Sonne um die Erde kreiste. Also werden die Ärmel hochgekrempt, denn es ist eine Stosslüftung angesagt! Hoch Dussmann! Ich kaufe mir ein Buch. Erscheinungsjahr: 2004, mairoter Einband mit impliziertem Architekturfoto, Autor bekannt, Preis: 25 Euro, Inhalt: Die Kunsthochschule Berlin Weißensee 1949-1989.

Denk ich an Weißensee...

Nun ist das ja alles gut und schön und mit großem Arbeitsaufwand hergestellt. Diese Technik des Zweigesprächsprotokolls hat ihren Reiz und mit welcher Liebe die Zeitzeugen ihre Mutter, die Kunsthochschule behandeln – immer nach dem Motto (ob Lehrer oder Student): mein schönstes Lebenserlebnis. Einer (L. Engelhardt), der war gut. Er hat neben dieser verquasteten und kleinkarierten Welt auch noch ein Bild gesehen: Die weiß gekleideten Bildhauer in sommerlicher Abendstille am Schwimmbekken unter den Pappeln, oder so ähnlich (ich musste

damals, während meines Studiums, bei der Betrachtung dieses Ortes immer an ein bestimmtes Hölderlingedicht denken). Ansonsten gab es diese geschilderten Rivalitäten oder Banalitäten im täglichen sozialistischen Leben sicher auch bei der Mitropa GmbH in der Universitätsstrasse in Mitte, bei VEB Secura in der Fehrbellinerstrasse oder bei VEB Bako im Prenzlauer Berg. Mein Gott, müssen die alle an der Kunsthochschule gelitten und Geld verdient haben! Anstatt mal mit dem Krafftfahrer Mausimann (den mit der schwarzen Plastepfote) ein Pfeifchen zu rauchen oder im Atrium unter blühenden Obstbäumen Bier zu trinken und über die Herkunft des Namens „Dammschneider“ nachzudenken (das war eine ältlich-sympathische Sekretärin des Rektors). Wenn sich manche, fast gleichaltrige Kollegen beschwerten, dass sie zum Beispiel auf dem Gebiet der Baugebundenen Kunst in Weißensee nichts gelernt hätten, kann ich nur mit den Achseln zucken. Dann lässt man sich nach dem Studium eben auf Situationen ein, wo man nicht umhin kann, sich mit solchen Fragen intensiv zu beschäftigen! Das geht auf diese externe Art auch – außerdem verdient man Geld. Genauso ist es mit der Grafik oder dem Tafelbild. Ich wollte während des Studiums eigentlich gar nichts lernen – ich wollte einen Studienabschluss erzielen um dann irgendwann wieder zu den Wurzeln der Veranlagung zurückzufinden – zu der Freiheit des Laientums. Bei dieser Lebensanschauung kann es dann durchaus schon passieren, dass man einem, sich in die Tätigkeit des Malens an der Staffelei von hinten einmischenden Lehrer, eine Tracht Prügel androht. Soviel Emotion muss dem Studenten erlaubt sein - zumal mir aufgrund einer schweren Kopfhautallergie schon beim Anblick von Bauarbeiterhelmen, Stahlhelmen oder russischen Pelzmützen – damals, Mitte der siebziger Jahre, gängige Bildelemente – der Kamm mächtig anschwell.

Medizinisch gesehen war mein Kopfhautproblem eine Folge des jugendlichen Leichtsinns aus Oberschultagen, als ich meine Haarpracht mehrmals die Woche mit dem Grobwaschmittel „Linda Neutral“ auf Vordermann brachte, um an den Balzritualen in der 11. Klasse, auf hohem Niveau teilnehmen zu können.

Wenn man bedenkt, wie weit das alles zurückliegt – ich habe 1977 mein Malerdiplom erhalten und seit damals die Kunsthochschule Weißensee nicht mehr betreten. Ich wurde höchstens durch Straßenbegegnungen mit diesem oder jenem, meist älteren Studenten aus den siebziger Jahren, die sich inzwischen Magenteile weggesoffen hatten, oder im häuslichen Streit auch schon mal den Badeofen aus seiner Verankerung rissen, aber immer wieder aus ihren Ruinen auferstanden, an diese Ausbildungszeit erinnert. Auch an solche wichtigen Orte, wie die Hochschulkneipe, wo sich umgeben von keramikteller-geschmückten Wänden, meistens Bildhauerlehrlinge, Barlachsche Augenringe ansoffen. Auf einem dieser mehr als bollerwagenradgroßen Wandteller war übrigens die ewige Weisheit „Reichlich füttern, feste meckern!“ zu lesen. Ansonsten ist mir in den 80 Ziger Jahren sogar einmal das Mobiliar der Hochschulmensa im Stadtraum wiederbegegnet. Ich glaube es war in der orthopädischen Klinik der Charité in der Scharnhorststrasse, wo ich wegen eines Meniskusschadens vorstellig wurde.

Ordnung muss sein!

10.12.04

Alarm auf dem Stadtfriedhof gegenüber der Chausseestrasse 11. Was sehen da meine falithromroten Augen! In meinen Lieblingsbäumen, die teils als Sitzkrücken für Stadtvögel oder als Sichtschutz vor dem Charitégebäude fungierten, hängen rothelmige Mitarbeiter einer Gartenbaufirma. Durch Seile bestens gesichert, rücken sie den ehrwürdigen Bäumen mit der Motorsäge zu Leibe. Bekanntermaßen werden diese Gewächse heutzutage im Stadtraum nicht einfach gefällt, sondern aus der Baumkrone heraus, praktisch von dort, wo der Baum schon lose ist, nach unten zur Wurzel hin Ast um Ast und Stammstück um Stammstück gekürzt, bis der Mann mit dem Radieschenzieher als letzten Akt eine Wurzelbehandlung durchführt und somit Platz für eine Neugestaltung des Geländes schafft. Wie immer erregt solcher Frevel im öffentlichen Raum erheblichen Aufruhr unter den Anwohnern des Friedhofsgeländes. Besonders Arbeitslose und Zuhausearbeiter, mit ihren wachen, ausgeruhten Augen und der Möglichkeit, bei diesem jahreszeitlich bedingten knappen Tageslicht, alles live zu erleben, möchten den Mitarbeitern der Gartenbaufirma „Schulz und Söhne“ aus Finsterwalde in die

Kettensägen greifen oder wenigsten wie Maikäfer aus Linde und Robinie schütteln. Aus Erfahrung weiß ich, dass es in diesem Stadium der Angelegenheit zu spät für Protest und Aufregung ist und bleibe im geschützten Wohnraum hinter der Gardine, während die halb so alte Nachbarin mit dem Gedanken spielt sich nackt an die ebenfalls noch zu fällende Esche, die verdammt nahe an B. Brechts Grabstelle wurzelt, zu binden. Die Umländer Baummörder aus Finsterwalde hätte es sicher gefreut. Außerdem wäre die Sache mit der nackten Maid an der dezemberkalten Esche, in unmittelbarer Nähe zu Brecht, eine gute Titelstory für die Boulevardpresse gewesen.

Nachdem sich die Aufregung etwas legt, der Dieselqualm der Kettensäge verzogen ist und die Sägespäne der Baumfällaktion (welche in Wirklichkeit ein blankes, stufenweises Stutzen und Absägen war) zur Ruhe gekommen sind, wird endlich der Geldgeber dieser Friedhofserneuerung in Richtung von klassischen Vorbildern bekannt. Es ist der einfache hundsgemeine Berliner Lottospieler! Hier wurden aufgrund randvoller ungeknackter Jack- Pötte, aus Schusseligkeit verlorengegangener oder vom Bernhardiner gefressenen Tippscheinen mit etlichen Richtigen und somit verfallenem Gewinnanspruch, sowie der allgemein bekannten gewinnbringenden Tätigkeit der staatlichen Lottogesellschaft, überzählige Einnahmen, die nicht mehr ohne aufwendige Tarnung für ein neues Ziehungsgerät, eine Busenerweiterung der Lottofee oder eine Gehaltsanpassung der Vorstandsmitglieder der Lottogesellschaft hätten ausgegeben werden können, der dorotheenstädtischen Friedhofsgemeinde zur Verfügung gestellt, damit sie mit diesem Eurosegen ihr Gelände neu befestigen und begrünen kann. Ordnung muss sein!

„Elfi, das Ferkel“ ist Literaturnobelpreisträgerin geworden.

In der weiblichen Hosenmode wird die Gürtellinie immer weiter in Richtung Zwickel abgesenkt. Wie schon im vorigen Jahr dominiert im Fußbereich der mittels Schlaufe an der großen Zehe befestigte Badelatschen aus Hartgummi. Farbtöne: Haribo - Light und Brombeere mit Milch.

Wörter des Jahres: Mölecke, der Beamer, die Mohrenschaukel, schafschwingelweich, Kerry-Wurst.

Politik: Erst verlangt das Volk Freiheit statt Sozialismus. Nun will es plötzlich Sozialismus, am besten gepaart mit Freiheit.

Beste Werbung: „Moen ist schoen!“

Treffende Bezeichnung: Du mit deiner Ich-AG.

Zwei Buchtitel: „Der insolvente Blick“, „Am Ende von Reit und Zaum“.

Zeitungsartikel: Der Mann, der nach der MOMA kam (Kunstsammlung Flick).

Neue Lebensformen von Ausstellungsbesuchern: wartend anstehen, ansitzen, anliegen

Neuer Beruf: Löffelstapelfahrer

Schönste Ortsbezeichnung: Liselund

Grammatik: Ich bin in meiner Frau auf Moen - richtig! Ich bin auf meiner Frau in Moen - falsch!

Kinderspiele auf Rügen waren aus bereits erwähntem Personalmangel meistens Solo-Veranstaltungen und bedingt durch das bäuerliche Umfeld und mangelhafte Anleitung durch die Eltern ziemlich grober Natur und wurden fast ausschließlich mit Naturmaterialien abgehandelt. Oft wurde im Winter das Kartoffelschälmesser benutzt, um sich die mit seiner Hilfe frisch geschnittenen Haselruten, gegenseitig auf die kunstlederne Außenhaut der Pelzmütze zu hauen oder man bewarf sich gegenseitig mit knallhart gefrorenen Pferdeäpfeln, die auch an den hölzernen Stalltüren hervorragende Schalleffekte erzeugten.

Eine etwas kultiviertere Veranstaltung für kleine Kinder, die in den Festkreis des Jahres eingebunden war, stellte das Fastnachtsbetteln dar. Natürlich hatte es zur Umrahmung des Geschehens tüchtig geschneit und klassisch kalt war es auch. Der ökonomische Sinn dieser Bettelart bestand darin, im verkleideten Zustand an den Haustüren der Gehöfte unter Aufsagen eines Spruches um eine Gabe in Form von Naturalien oder Kleingeld zu bitten.

Also bilden Elfi Zepsta, der blöde Kuhlmann und ich ein Betteltrio. Elfi bindet sich zu diesem Zweck eine bunte Tischdecke um die Hüften, langt in den Aschekasten des Küchenherdes um sich mit einem Stückchen Holzkohle Augenbraue und Wimpern anzuschwärzen, setzt sich eine Art Beffchen aus Omas oberschlesischer Heimat aufs Haupt und sieht so geschmückt richtig gut aus. Wo die nur den Lippenstift her hat? Kuhlmann macht einen auf glashart und hat eine Vorkriegsjoppe von seinem Großvater an und einen selbstgeschnitzten Säbel umgebunden. Ich bin durch meine Kleidung zu einer Art Transvestiten geworden. Habe eine schwarz-weiß gefleckte Kalbfelljacke von Frau Classen an und auf dem Kopf einen eigentlich

für die Handwärmung gedachten Muff, der mittels eines Gurtes unter dem Kinn befestigt ist. Natürlich habe ich auch ein wenig von Elfis Lippenstift benutzt.

Elfi wurde beim Bettelakt aufgrund ihrer Schönheit immer vorgeschickt, während Kuhlmann und ich beim Aufsagen des Spruches den Background abgaben. So ging es bettelnd durch die Dörfer. Zuerst Neuenkirchen, dann durch Moritzhagen und über Reetz wieder retour nach Tribbevitz. Da kommen einige Groschen und Fünfpfennigstücke zusammen. Ein in Moritzhagen erhaltenes rohes Hühnerei wird von mir hinter einer Schlehenhecke auf ex ausgetrunken. Sicher ein weiser Entschluss – bevor es bei nicht auszuschließenden Rängeleien auf dem Rückweg zu Bruche geht.

Der Rückweg ist ganz schön anstrengend und die Maskerade kommt ins Rutschen. Elfi sieht ganz zertanzt aus. Kuhlmann schwitzt und dampft in Opas Joppe wie ein Pferd. Also, Marscherleichterung! Ich nehme meinen Muff vom Kopf. An einer Sasse mit Hasenkötteln wird Pause gemacht und ein Teil der erbettelten Naturalien, die meist aus verdammt hart gebackenen Pfefferkuchen bestanden, verzehrt. Während der rustikale Kuhlmann noch versucht als abschließende Nummer seinen Vornamen „Horst“ in den Schnee zu pinkeln, was er natürlich Mangels Urinmasse nicht ganz schafft, geht über den Tetzitzer Bergen der Mond auf – wir müssen nach Hause!

Oh, Tannenbaum!

13.01.2005

Im Gegensatz zu seinem Kollegen aus der Behindertenabteilung, die wegen Nichtgefallens auf dem Weihnachtsbaummarkt zu den Festtagen als Elefantenfutter im Berliner Zoo landeten, findet sich die gemeine, ehemals stolz geschmückte Nordmantanne, nach getaner Arbeit in Berliner Wohnzimmern in der ersten Januarwoche im öffentlichen Straßenraum zwischen geparkten Autos wieder. In Richtung Prenzlauer Berg sicher öfters mit kühnem Schwung aus dem Fenster geworfen, wobei es immer wieder vorkommt, dass der Werfer die Flugbahn nicht richtig berechnet und das Nadelgehölz in den Armen einer Straßenlinde landet und in dieser unbequemen Stellung viele Wochen ausharren muss. So etwas kommt in dem etwas vornehmeren Mitte von Berlin natürlich nicht vor. Da werden die Bäume auf dem Gehsteig ordentlich abgelegt. Manche dieser Kultgehölze müssen die Festtage über ganz schön gelitten haben, denn die Benadelung geht in Richtung Totalglatze – wahrscheinlich eine Frage der Temperatur im weihnachtlichen Aufenthaltsraum. Andere wiederum haben ein noch ganz zupffestes Nadelkleid und könnten glatt noch einmal verkauft werden. Ein Zusammenhang zwischen sozialer Struktur und Weihnachtsbaumgröße ist in Berlin (Ost) nicht feststellbar. Alle benutzen den je nach Deckenhöhe der Wohnung unterschiedlich langen Einheitsbaum – die Nordmantanne. Den längsten hatte, wie schon im vorigen Jahr, ein ehemaliger DDR-Minister. Ca. 500m vom Epizentrum meiner Betrachtungen entfernt wurde dieser Baum an einer Litfasssäule abgelegt.

Beim Silvestermüll ist es auch nicht immer so, dass vor den Häusern, in denen die Reichen und Schönen wohnen, der meiste Knallmüll liegt. Im Gegenteil, es sind die einsamen grauen Nachhuthäuser der Straße, in deren unrekonstruiertem Inneren vorwiegend Arme und Hässliche beheimatet sind, wie junge Leute, die am Betreuten Wohnen teilnehmen oder überdurchschnittlich viele Stützeempfänger hausen, wo aufgrund der leeren Geschosshülsen, den zerfetzten roten Böllermänteln aus polnischer Produktion oder Resten von 36 rohrigen Abschussvorrichtungen für Lufttorpedos mit Musik vor der Haustür, auf hartnäckigen, sich ständig versteifenden Widerstand beim Herannahen des neuen Jahres 2005 geschlossen werden kann.

Statt eines zügigen Roll on Roll off - Manövers mit dem Auto beginnt die Reise in Rostock mit Verspätung. Alle Ampeln am Kai sind rot. Unser Transportmittel die „Königin Margarethe von Dänemark“ liegt nach Auskunft der Hafenbehörde mit einem Kolbenfresser am Zielort an der Leine. Aber bald trifft Ersatz ein und wir verlassen die norddeutschen Hafengewässer in Richtung Dänemark. Es ist ja nur Kurzstrecke und während man am Heck ewig lange den rauchenden Kühlturm eines Rostocker Wärmekraftwerkes zu Gesicht bekommt, nimmt man am Bug des Schiffes, in Richtung Gedser, bald das Flügelgeschwirre einer Offshore-Windkraftanlage vor der dänischen Küste wahr. Ansonsten bläst ein toupetfeindlicher Wind aus Südwest – gerade richtig für ein Kleinbier aus der Büchse unter Deck. An Land zuckelt man nach den dänischen Geschwindigkeitsvorgaben mit dem Auto durch Dörfer und Kleinstädte, bis das gewünschte Dan-Center mit dem Schlüssel für die Ferienhütte erreicht ist. Zu guter Letzt landen wir in einem Kiefernwald an einem Klintevej oder Heimvej – Hausnummer 12, hier muss es sein!

Die ersten notierten Eindrücke vom Ankunftstag um 23.00 Uhr:

Die weißen Nächte am Unterkunftsor werden durch viele Kiefern, Tannen- und Birkenbäume stark abgedimmt, die dicken Mücken sind noch jung und in der Ausbildung – Stechen stand noch nicht auf dem Lehrplan, das süßsaure Lächeln des eingelegten Fisches in den Weckgläsern von Netto + Pellkartoffeln; das schmeckt! Angeblich soll der Vater von Oskar Matzerath hier auf der Insel auch ein Ferienhaus haben. Der hat bestimmt ein kaschubisch dickes Fell, meint Heike – wegen der Mücken und des zweiten großen Übels – den klassischen Holzböcken.

Wie sich an den folgenden Tagen herausstellt, herrscht auf Moen im Juni 2004 Zeckenalarm. Als Abwehrmaßnahme wird eine Zeckenzange gekauft und jeden Abend Dotterspiele in der Urlaubshütte veranstaltet. Geographisch ist Moen eine kleine Schwester der Insel Rügen. Am nordöstlichen Steilufer wird durch Wind und Wellen Erdreich abgetragen und als Guthaben auf eine Sandbank am flachen Ende der Insel verbracht. Ein ewiges Spiel - mit Folgen für die Topographie. Wer will, kann am Ostufer in der Kreide stehen oder inseltypische Moeneier, die aus rundgeschliffener harter Kreide bestehen, für die häusliche Deko-Abteilung sammeln. Zur Ausrüstung unserer Hütte gehört, neben diversen Möbelstücken aus der Blütezeit der Olsenbande, ein dänischer Eisenofen, der bei richtiger Benutzung gut riecht und sich auf das Wärmen von Menschen versteht, sowie ein „Bang und Olufsen Radio“ von 1961 mit spalttablettenartigem Design, das auch einen deutschen Sender im Angebot hat. Hier erfährt man in den Kulturnachrichten unter anderem, was im Moment szenemäßig in Luckenwalde läuft und als Besonderheit gibt es einen richtig klassischen Seewetterbericht, Vormittags um 11.05 Uhr mit abendlicher Wiederholung. So erfährt der deutsche Urlauber über rauschende Langwelle, dass die Windvorhersage für seine mittlere Ostsee wie folgt lautet: Oost, Nord-Oost 6, in Böen 7 bis 8. Zusätzlich wird ihm mitgeteilt, dass in der Wesermündung ein Fanggeschirr verloren gegangen ist, sowie, dass das Leuchtfeuer „Darßer Ort“ nicht richtig funktioniert. Ganz wie zu Zeiten des hölzernen Küchenradios, als die Frauenstimme mit dem magischen Auge, ähnliche Tatsachen für einsame, sich auf See herumtreibenden Menschen verbreitete und Jung-Siegfried in den Schlaf wiegte.

Auch zu Urzeiten war die Insel schon gut besucht, wovon diverse begehbbare Hünengräberrasenhauben und andere Formen von Begräbnisstätten zeugen, die wie Vater- oder Muttermale aus den Getreidewellen der Felder hervorragen. Dazu wird mehrmals ein klassischer Regenbogen geboten und am südöstlichen Horizont sind die Fähren los – 5 Stück schwimmen leicht versetzt, Alpinaweiß gestrichen, mit blauer Schärpe am Rumpf oder schwarz-weiß gemustertem Schornstein, ihren Zielen entgegen. Rushhour auf hoher See!

In den umliegenden Kiefernwäldern bringt der Besitzer seine Bienenfarm in Schwung, um die Insassen auf die naheliegenden Weiden zu treiben, wobei die älteren und kurzatmigen sicher die umstehenden Bäume bearbeiten, während die jüngeren, etwas flotteren Bienen, zur Nektarsuche auf die Weißkleefelder in die Nähe von Liselund geschickt werden oder dort sogar einen eigenen Standort haben – mit Ausblick auf das wogende, hellgrüne Getreidemeer mit seinen äußerlich kalkweißgetünchten Kirchenschiffen und allerlei Getier wie: Kühen, Gösseln und Jungzicken, sowie jeder Menge herumstrolchender „Graue Panther“.

Wenn man sich auf den „Heimvej“ macht, Abschied nimmt von Liselunds schafschwingelweichem, in der Sonne glänzendem Haar mit ihren grünen Gerstenhalmen, dünn wie ein Flyer und dem sie umwehenden Vitamin B-Geruch, kommt es einem beim Entlangzuckeln auf Seelands Straßen ganz logisch vor, dass eine in der Landschaft herumstehende Mühle, „Mölle“ genannt werden möchte.

Sommer 03 – Ahoi!

18.01.2005

Aufgrund der letzten Nachrichtensendung weiß ich, dass die Waldbrände in Frankreich drei Todesopfer gefordert und diese auch prompt erhalten haben. Es ist heiß in Mitteleuropa. Zur Erfrischung und als gute Tat dem schwächelnden Körper gegenüber wird die TUI-Vertretung aufgesucht und um touristisches Asyl auf einer Ostseeinsel gebeten. Wenn man 35 Jahre in der Großstadt lebt, sind einem viele Reiseziele als Straßennamen zwar sehr vertraut, während die eigentlichen Namensgeber, wie Orte, Großstädte oder Landschaften einem nicht persönlich bekannt sind. In diesem Fall ist es die Bornholmer Straße, die all zu oft aus profanen Gründen betreten wurde. Das muss sich ändern! Also auf nach Bornholm!

Immer wieder dieses Hochgefühl auf dem Sonnendeck einer Fähre über Wasserstraßen zu tuckern. Thalatta! Thalatta! Ihr meine frisch bezogenen Wasserbetten – da werden sich die Bandscheiben aber freuen! Jasmund ich muss dich lassen – Saßnitz ahoi!

Darauf ein Hansa-Pils!

Bei Seereisen hatten wir bis heute immer das Glück keinen Starkwind, der an den Eingeweiden rüttelt und einen letztendlich zur gar nicht feierlichen Umarmung der Kloschüssel zwingt, zu erleben. Also keine Irische See bereisen oder von Mittelnorwegen einen Ausflug zu den vorgelagerten Inseln unternehmen, wenn die Märzenbecher blühen – Hände weg von den Lofoten!

Für die Insel Bornholm muss man besonders reif sein. Heiter und besinnlich schwimmt dieses Eiland in der mittleren Ostsee seit irgendwelchen geologischen Ereignissen herum, hatte früher eine feste Liaison mit dem Pommerschen Festland und ist seit circa 10000 Jahren durch Druck von mächtigen Gletschern und anschließender Anhebung des Wasserspiegels wieder solo. Sie kann mit dem Auto oder dem Fahrrad problemlos umrundet werden, besteht an den Küsten vorne (in Südrichtung) aus Badesand und hinten aus Granit, während in der Mitte der Insel Ackerbau betrieben wird. Die Bornholmer scheinen aufgrund ausreichend vorhandener Rohstoffe einen Narren an keramischen Produkten und bearbeiteten Granitsteinen gefressen zu haben. Auch hatten und haben sich aller Orten Maler niedergelassen, um das Nordlicht in ihren Werken zu verarbeiten. Das geht seit Menschengedenken so, bis zurück in jene Zeit, als die Urmenschen Arne und Holm die berühmten Zeichen in die Bornholmer Findlinge pickerten. Für Extremgärtner ist noch erwähnenswert, dass aufgrund eines schwer zu erklärenden Sonderklimas auf der Insel, selbst in Italien beheimatete Feigenbäume an der frischen Seeluft überwintern. Vielleicht wirkt der Qualm der vereinzelt noch tätigen Fischräucherbuden als Frostschutzmittel.

Richtig wohl fühlt man sich an der Nordspitze der Insel, die aus aufgetürmten Granit besteht und wo man bei entsprechender Wetterlage den Schweden in ihre Schärenvorgärten blicken kann – sofern diese Idylle nicht von einem vorüberschwimmenden Großtanker getrübt wird, der russisches Erdöl nach Rotterdam befördert. Als Besonderheit ist Bornholm eine Inselgruppe vorgelagert, auf der einige Menschen und viele Seevögel leben. Entweder man steigt auf die schlanke „Karin“ in Stege oder man sattelt die etwas schwerfällige „Peter“ in Nexö und treibt mit dem Besuch der so genannten Erbseninseln den Bornholmurlaub auf die Spitze. Die Rückreise nach Rügen findet aus verkehrstechnischen Gründen in den Abendstunden statt. Vom untergehenden Jungmond schwach beleuchtet, gegen 22.00 Uhr, steuerbords die kreidelose Waldraupe der Halbinsel Jasmund. Wenig später macht sich in der Nähe der Mondfunzel, in Richtung Mittelrügen, die in Ralswiek beheimatete Palme des allabendlich stattfindenden Abschlussfeuerwerkes der Rügenfestspiele breit. Es ist Rumpelkammerzeit! Beim Weiß der Fähre: Muttland – Vadland, auf nach Mittelmecklenburg! Die osteuropäische

Dunkelheit backbords – Polnisch vorwärts, Polnisch rückwärts – Väterland, die Halbinsel Wollin – gegenwärtig ein Eldorado für holländische Minkzüchter, die Wolliner Straße in Berlin, Nordperd – Südperd, der Trent geht nach Gingst – Kindheit. Wer kennt H. I. Zudar?

Es wird nicht weitergeträumt! Mit hammerharten Schraubengeräuschen, die auf einen schlecht funktionierenden Rückwärtsgang schließen lassen, drängelt sich unser Schiff in den Anleger, wird an das Eiland gekettet und entlässt seine vorwiegend heiter gestimmten Fährenleute aus Bornholm, mit Jungfeigenpflanzen, getöpften Ulf-Tassen, der festen Absicht wenigstens einen Band von Hans Henny Jahn zu lesen, einen halben Backstein aus der Nähe von Hammerhus, sowie einem Heidekrautsträußchen vom Nordende der Insel im Gepäck, in die Pommersche Nacht.

So findet man sich letztendlich mit seinem Auto im leuchtenden Lindwurm der nach Hause tobenden Störtebekerverehrer auf der B 96 wieder – unendlich lange Zeit, bis dieser hinter Stralsund geteilt und ausgedünnt wird, in der Nähe von Greifswald verendet und zu ganz normalem Nachtverkehr mutiert.

Die Blitzbuchung (Lieber dot als slapp)

20. Januar 2005

Es ist Ende Februar 1999. In Berlin-Mitte ist Winterschlaf angesagt. Bis auf einige Elstern im Friedhofsgesträuch, die ihrer inneren Uhr vertrauend Ausbesserungsarbeiten an den Nestern vornehmen, dümpelt das Stadtleben so vor sich hin. Sturmtief „Holger“ hat die Kaltluft verscheucht und mit Barometertiefstständen die Wetterfühligen umgenietet oder in die Arztpraxen vertrieben. Selber macht man am helllichten Tage n' langen Mann und starrt durch den Pfeifenrauch an die mit ehemaligen Wasserflecken übersäte Decke des Zimmers. Ein altes Spiel seit Kindheitstagen – und es klappt noch! Nach einem 5 minütigen Blitzschlaf ist sie da – die alte grenzenlose Nachkriegslandkarte mit den dicken Krampfadern der großen Flüsse und den vaginösen Faltungen der Alpen sowie dem Skelett der Ost- und Nordfriesischen Inseln im oberen Bereich. Nun wird ausgependelt, der Knösel neu gestopft und weitergequalmt, einmal auf die wirkliche Landkarte geschaut, die Kosten grob vorangeschlagen, im Geiste Quartier gemacht – alles klar! Abends teile ich meiner Frau mit, dass die Nordsee uns ruft – ich hätte es ganz genau gehört – und da es ihrerseits keine beruflichen Einwände gibt und der gesammelte Urlaub vom vorigen Jahr auch nicht jünger wird, kann es in wenigen Tagen losgehen – Richtung Norderney.

Es ist ja nicht nur die Trophäenjagd, die Suche nach dem sagenhaften Friesenpüschel, die Sehnsucht nach öligen Bratkartoffeln, struppigen Zwergeschen, sprachlichem Kauderwelsch, Mitleid mit Heulern oder anderen einsamen Tieren, sondern das Erlebnis des europäischen Tellerrandes. Ab hier ist Schluss, jetzt wird es „über-flüssig“. Wer hat gesagt, dass Dauerwelle unmodern ist? Für manche ist es langweilig – vor allem Ende Februar im Winterfell und mit jeder Menge Berliner Luft im Kopf.

Windstärke 8 aus Richtung Mittelengland – in Böen 9 bis 10! Ein Glück, dass man weder Wasser- noch Luffratte, sondern eine ganz banale Landratte ist. Die meisten Hotels sind zu dieser Jahreszeit auf Stand-by geschaltet oder gänzlich außer Betrieb. Deren Besitzer treiben sich in der warmen Dominikanischen Republik herum, während es sich die Angestellten in der heimatlichen Lausitz oder im Landkreis Teltow-Fläming bei Mutttern wohlergehen lassen. Der gemeine, ortsansässige Friese verbarrikadiert sich nach Feierabend in seiner Stammkneipe, experimentiert mit alkoholischen Getränken und hält den transsaisonalen Besucher schlechthin für bekloppt. Gewöhnungsbedürftig ist auch das Benehmen des heimischen Kellners nach dem Genuss der bereits erwähnten Bratkartoffeln und Scholle: „War 's gut?“, lautete seine Standardfrage, womit der Esser mit jahrelanger Berlinerfahrung mehr den Vollzug einer Handlung an seinem Körper, als den Genuss von Essen assoziiert.

Mittwoch. Das Sturmtief ist unter beständiger Auffüllung in Richtung Dänemark weitergetobt, hat auf seinem Wege in der Deutschen Bucht einen Fischkutter versenkt, sowie in Emil Noldes Gartenanlage diverses Todholz aus den Bäumen geschüttelt. Heute ist Ruhetag, Windstärke 2, Sonnenschein, also Gelegenheit die Andenkenfrage zu lösen. Und so wechseln - der aus vielen einzelnen, im Dünen sand gefundenen farbigen Kunststoffbindfäden zusammengesetzte

Friesenpüschel, ein riesiger Schiffsairbag mit Leine (fachmännisch Fender genannt), eine Auftriebshilfe aus Kork für das Fanggeschirr, ein funktional nicht einzuordnendes Blechband mit der Aufschrift „CLEVELAND LTD“ sowie diverse „No-Name-Produkte“ - ihren Besitzer. Strandgut ist eigentlich ja Allgemeingut. Auffällig war die Anhäufung von gestrandetem Schuhwerk auf der wattigen Seite der Insel. Ein schwer zu interpretierendes archäologisches Phänomen. Hier zu mehrere Theorien:

1. Es ist 1985 ein Container mit Adidas-Schuhen bei schwerer See über Bord gegangen und der Inhalt durch Meereseis im Watt verteilt worden.
2. Es könnte sich um Kleidungsstücke von Wattwanderern handeln, die diese bei ihren Rutschtouren im Schlick verloren haben oder es steckt irgendeine friesische Sportart – vergleichbar dem Bosseln – dahinter, wobei mich das Bosseln sehr an verschiedene Arten des Zeitvertreibes in Kindertagen auf dem 3 Kilometer langen Heimweg aus der Grundschule erinnert. Wieder nach Hause, in Richtung Berlin, geht es querfeldein durch das friesische Hinterland. Irgendwann werden die Bäume größer, die Ortsnamen, denen im Sturm der Jahrhunderte manche Silbe verloren ging, oder falls sie nach Orkanen gänzlich in Einzelbuchstaben zerlegt und von Friesenkindern mit holländischer Verwandtschaft aufs Geratewohl und mit Gutedünken – auf die Schnelle – neu zusammengefügt wurden, wieder lesbarer. Es lebe die friesische Mundart!

Im auf dem Heimweg liegenden Worpswede wird eine Art Winterschlaf abgehalten, obwohl Paula, Otto und Heinrich vom Werk her mit genügend Zugkraft ausgestattet sind, einen ganzjährigen Betrieb in diesem Museumsdorf aufrecht zuhalten – aber der Tourist will viel Tageslicht und ist außerdem eine Frostbeule. Am meisten brummt hier sicher das Geschäft, wenn die Lerche schlägt oder der Kuckuck ruft. Beim Gespräch mit der Museumsaufsicht wird man auch noch dominiert. Nach Klärung meiner geographischen Herkunft durch diese Person folgt prompt die Frage, warum man diesen weiten Weg auf sich genommen hat – in Ahrenshoop wäre es doch mindestens genau so schön. Na, schönen Dank auch!

Berg auf

7.02.2005

Während die meisten kommunalen Galerien ihre oft Jahrzehnte alten Stammplätze verlassen und aus umfunktionierten ehemaligen Ladensituationen mit Schaufenster und ebenerdigen Eingang in verlassene Wohnungen umgesiedelt werden, so dass Ausstellungseröffnungen dort immer zu einer Art Wohnungsbesichtigung mit ganz vielen Bewerbern verkommen, blüht die Neueröffnung von privaten Galerien – zumindest in meinem heimatlichen Kiez förmlich auf. Schon wieder eine neue Galerie in der Tieckstraße. (Wenn jetzt noch Hauptwasserrohr und Hauptabwasserleitung platzen und die Straße überfluten, wird es wie in Venedig.)

Von dem Boom in der Torstraße ganz zu schweigen. Selbst in der dunklen, melancholischen Schröderstraße sind fast alle ehemaligen Ladensituationen für die Präsentation von Kunst umfunktioniert. Das setzt sich mit Unterbrechungen hinter der quer verlaufenden Brunnenstraße Richtung Zionskirche fort.

Während es auf dem Weinberg von dunklen, Koks und Hasch vertreibenden Existenzen wimmelt, läuft in der aufsteigenden Veteranenstraße das Galeriewesen mit seinen Mischformen aus den Bereichen Tasche, Tapete, Weste, Lampe und Co zur Höchstform auf – bevor dieser Zustand rund um die Zionskirche durch eine Unmenge gastronomischer Einrichtungen - Ausnahme ist ein Gemüseladen - beendet wird. Durch diese massive Neuordnung der Ladenbereiche setzt natürlich eine sympathische Verbuntung des Stadtbildes ein. Obwohl nicht immer einsehbar ist, dass nicht wenigstens „Eisen-Werner“ oder „Schuh-Engler“ einen Nachnutzer mit handfesten Produkten gefunden haben.

Selbst mein altes Atelier Kastanienallee Ecke Fehrbellinerstraße, das die letzten 15 Jahre als Pizzabackstation genutzt wurde, steht im Moment zur Verfügung und wird sein Leben günstigstenfalls als Hundesalon „Daisy“ oder als namenlose Milchkafeestube fortsetzen, wobei im letzteren Fall die Toilettenfrage noch geregelt werden müsste. Also doch wieder ein Designer-Lampen-Verkauf mit 30prozentigem Anteil an Computergrafik aus heimischer Produktion oder als von mir favorisierte Lösung: ein Antiquariat!

Der kleine, durch eine Treppe zu erreichende Raum, wäre ein gut geeigneter Platz für den Mittagsschlaf des bärtigen Besitzers und im 1m² großen Koch-Klo, mit keilförmigen Grundriss, könnte er sich einen Rooibos-Tee brühen. Der 125 m² große Hauptraum mit seinen 5 m Deckenhöhe, würde bei einer Nutzung bis zum Anschlag eine Unmenge an Lesestoff aufnehmen und zum Verkauf anbieten können.

Aus nostalgischen Gründen – immerhin haben wir uns mal geliebt – das Atelier und ich, 8 Jahre waren wir ein Paar, würde ich mich in die Kundenkartei des Bücherladens aufnehmen lassen und vielleicht Führungen rund um die Zionskirche anbieten. Titel: Damals war's, mit einem Kaffee to go in der Hand, Dauer eine Stunde, Beginn: 13.00 Uhr, Treff: an der ehemaligen Volkssolidarität (jetzt Gaststätte „Capelle“).

Wir bleiben dran und verfolgen den Ausgang der Sache!

April 1954

21.02.2005

Alarm im Dorf! Zwei von Frühlingsgefühlen übermannte Hunde konnten nach vollzogenem Geschlechtsakt, aufgrund biologischer Besonderheiten, nicht getrennte Wege gehen, sondern müssen sich an hochsensibler Körperstelle untrennbar miteinander verbunden – im Doppelpack – alle möglichen Loslösungsvarianten ausprobierend, über den Hof bewegen. Unter herzlicher Anteilnahme der neugierigen Kinder, begleitet von lautstarken Pfiffen und Lehmklumpenwürfen, zieht sich diese Vorstellung des so genannten Hundeabschleppdienstes hin, wobei es bei geringem Geländegewinn mal in Richtung des Weibchens und dann wieder in Richtung Hundemann geht – fast eine halbe Stunde lang, bevor einer der Hundebesitzer, durch den Beifall der Kinder alarmiert, mit dem Guss von mehreren Töpfen Wasser auf die Nahtstelle der Hundeverbindung, diese öffentliche Vorführung von Sexualität beendete. Die kindlichen Zuschauer verlassen nun lebhaft diskutierend den Ort des Geschehens und wenden ihr Interesse der geflügelten Tierwelt zu. In den Tonröhren der Belüftung des Kuhstallgebäudes sind die ersten Jungspatzen gesichtet worden, also wird eine Hühnerleiter besorgt, die der Mutigste unter uns erklimmt und mit hochgekrempeltem Arm in die Spatzenbehausung gegriffen. So wird den Spatzenjungen, statt des erwarteten Futters durch die Eltern, der Tod durch die ungewaschene Hand eines Bauernlümmels gebracht.

Vor vierzig Jahren

01.03.2005

Laut Fernsehmeldung nagt der Winter an den östlichen Steilküsten der Heimatinsel. Durch die Sprengkraft gefrorenen Wassers werden Kreide- und Lehmbatzen größeren Ausmaßes vom Hang getrennt und der See zur Weiterverarbeitung überantwortet. Falls es sich um die weiter im Norden gelagerte Kreide handelt, wird der strandnahe Bereich vom blauen Meer zu einer Art salziger Molke umgewandelt und außerdem werden auf diese Art die heranrollenden Wogen geglättet. Was die grünen Jungs bedrückt und ärgert, freut die Gastwirte und die um diese Jahreszeit etwas spärlich anwesenden Touristen. Das ist doch etwas für das heimische Fotoalbum, wenn man beweisen kann, wie Väterchen Frost am Königsstuhl knabbert. Zur Dokumentation des Vorher-Nachher-Effektes, müssen Postkartenverlage Sonderschichten fahren, um die inzwischen ausverkauften Motive vom Zustand der Küste vor dem Rutsch neu in die Kartenständer der Souvenirhändler balancieren zu können.

Aber es gibt nicht nur unfrohe Kunde aus dem Norden. Einige Insulaner (Rügener Aborigines), mit denen man 1965 das Abitur gemeistert hat, haben es geschafft, die ganze Bande von damals zusammen zu trommeln, um im Juni dieses Jahres fröhliches Wiedersehen zu feiern. Vorsorglich, damit man bei dieser Zusammenkunft wenigstens einen kennt, habe ich auf Mitbringmöglichkeit des eigenen Ehepartners bestanden.

Tja, mit 17 hatte man noch Träume, die man besonders bei den Einsätzen in der frisch erfundenen sozialistischen Landwirtschaft, beispielsweise beim Strecken der Pflanzkartoffeln durch Vierteilung (jedes Teil musste ein „Auge“ für die lebensnotwendige Fortpflanzung sein eigen nennen), ohne störende Fragen von Lehrern im Klassenzimmer genießen und ausleben konnte. Die eben erwähnte Mehrteilung der Pflanzkartoffeln war für uns auf der Kartoffelebene leidgeprüften Einzelbauernkinder ein Novum und sicher ursächlich auf eine schlechte Vorratswirtschaft der Produktionsgenossenschaften zurückzuführen. Aber die künstlich mittels Taschenmessereinsatzes durchgeführte Vervielfältigung des Saatgutes hat, nach Rückschlägen durch Entlaubung der Pflanzen mittels Kartoffelkäferfraßes, Monate später, im Herbst des Jahres, zu einer halbwegs guten Ernte geführt, so dass im kommenden Frühjahr die in dieser Saison in der Schulspeisung übermäßig viel ausgeschenkten Mittagsmakkaroni erfolgreich zurückgedrängt werden konnten. So wurde noch öfters, nicht nur auf dem Kartoffelacker, der Wirtschaft durch Abiturientenhand unter die Arme gegriffen. Andere Leidensgenossen haben, je nach Lernort, auch nicht nur Goethe, Schiller oder Euler auf der hölzernen Schulbank abgehandelt, sondern einmal wöchentlich, als irdisches Gegengewicht für die hehre Pennerseele, im Fischkombinat Bratheringe eingedost, in der Molkerei Camembert gekocht, im Geflügelschlachthof Hähnchen von ihren Eingeweiden befreit oder sich auf einer sozialistischen Kleinbaustelle am Maurertubben herumgequält und halbwegs geradeaus mauern gelernt (allerdings nur innerhalb der bodennahen Schicht). Im Vergleich zu manchen Großstädten war das auf der Insel erlangte Abitur solide und hatte eine bereits erwähnte Unterfütterung durch die 1x wöchentliche Tätigkeit in sozialistischen Produktionsbetrieben. Das muss sich bis in höhere Kreise herumgesprochen haben, denn einmal wurde sogar ein Berliner Ministersöhnchen zur Stabilisierung seiner Persönlichkeit und zwecks Erwerbes eines norddeutschen Abiturs für zwei Jahre auf die Insel verbannt.

Bei unseren Lehrern gab es die übliche Mischung an Charakteren. An den Rändern dieser Spezies, den supergeilen Mathematiklehrer mit den Glupschaugen und den überhilfsbereiten Turnlehrer, der allzu gern den mittelgroßen Mädchen am Stufenbaren Hilfestellung gab und durch beherztes Zupacken Haltungsschwächen auf dem Schwebebalken per Hand korrigierte oder auch mal den Turnschlüpfer des Mädchens, nach einer vollzogenen Bodenübung, gerade rückte.

Die Masse des Lehrkörpers bestand aus soliden Arbeitspferden, die mit Leib und Seele ihren Beruf ausfüllten, während es in den Nebenfächern, wie Musik und Kunst, wieder mehr in Richtung Karikatur ging. Bewundernswert war das Anrennen des Musiklehrers, dem die Natur eine sehr musikalische Figur gegeben hatte – mit Walle Mähne und so –gegen die verfestigte Amusikalität der Arbeiter- und Bauernkinder, mit ihrem Hang zum Kofferradiohören. Der Kampf des Kunstlehrers gegen das Desinteresse seiner Schüler war schon etwas tragischer. Mit van Goghschem Temperament, das die Neigung, das Schulkind mit dem Bade auszuschütten, beinhaltete, wurde das Granitgemäuer des Schulgebäudes berannt und Zustände vor Ort sowie in der Gesellschaft in Frage gestellt und somit der Blutdruck des Maestro in beängstigende Höhen getrieben. Den unbeschwertesten Eindruck hinterließ ein junger Chemielehrer – kleinwüchsig, sich leichtfüßig bewegend, mit heller Stimme über Brennwerte, molekulare Verbindungen oder die Zustandsgleichung der Gase dozierend, flink im Umgang mit Bunsenbrenner und Erlenmeyerkolben. Sein Spitzname war „Pups“.

Gedanken zur Unterkunft.

Während das Gros der Schüler – nicht immer artgerecht – die Woche über in hölzernen Baracken Unterkunft fand, gab es ganz Glückliche, die am Schulort beheimatet waren, sowie einige Sonderlinge, die den Status eines Fahrschülers besaßen, das heißt, die in ihrem Kinderzimmer bei den Eltern wohnten, aber auf Grund günstiger Verkehrsverbindungen täglich zum Schulunterricht und wieder zurückfahren. Die Fahrschüler hatten den Vorteil dem proletarischen Treiben im Internatsgebäude ausweichen zu können und wurden durch Zweikämpfe mit dem Zugschaffner, die ihren Ursprung in nichtvorhandenen oder gefälschten Fahrscheinen hatten, frühzeitig auf das Leben nach der Schule vorbereitet. Sie mussten allerdings einsam und alleine morgens früher aufstehen, während die Internatsinsassen durch kollektiven Lärm aus den Federn zur Morgenwäsche an die Wasserhähne getrieben wurden. Das ließ dem inneren Schweinehund, der laufend: „Weiterschlafen! weiterschlafen!“ bellte, keine Chance. Da hatte der Fahrschüler, in seinem, mit der Insel Ummanz im Kubitzer Bodden schwimmenden Kinderbett, mehr Aussichten den Anforderungen des Tages gegenüber zu „passen“. Einziges Problem war ein plausibler Entschuldigungszettel – aber Übung macht

bekanntlich den Meister.

An den Gestaden des Nonnensees, auf dem Gelände, wo heutzutage mehrere Einkaufsketten um die Gunst der Käufer buhlen, war früher der Kleinbahnhof Bergen-Rügen-Ost beheimatet, wo die Züge der Eisenbahn Richtung Bergen - Altenkirchen begannen oder endeten. In der Kindheit stieg man hier aus Richtung Tribbevitz kommend aus dem Zug, um letztendlich auf dem Zahnarztstuhl unter hochwattiger Beleuchtung zu landen und sich dort mit dem großkalibrigen, niedrigtourigen Bohrer quälen zu lassen. Anschließend wurde mit Mutters Beistand ein neues Leibchen oder eine besonders kurze Hose erworben. Während der Oberschule, besonders in der wärmeren Jahreszeit, konnte die Zuckeltour mit der Eisenbahn am Wochenende ausgelassen werden und man benutzte stattdessen die blankgeputzte SR-2E, um montagmorgens James-Dean-mäßig auf den Hof des Internates zu rollen. Während andere Mitschüler auf der Flucht vor dem Zugschaffner ihr Nervenkostüm ruinierten oder gar im schlingern den Busanhänger anreisten und ihren Mageninhalt durchschütteln ließen, war die Anreise per Moped, sofern das Wetter mitspielte, viel origineller und man konnte anschließend mit fahrtwindgekühltem Kopf dem Russischunterricht besser folgen.

Der große Nachteil der um sich greifenden Motorisierungswelle – neben den Mopeds gab es auch noch ein oder zwei Schüler, die ein Fahrrad mit Hilfsmotor, einen so genannten „Hackenwärmer“ oder „Hühnerschreck“ benutzten – waren die hohen Ausgaben für Treibstoff und Ersatzteile. So wurde im Zweifelsfall dann manchmal doch lieber die staatlich subventionierte Bahnfahrkarte benutzt, um im Tausch gegen die Zwangsbeförderung im vollgestopften Zugabteil die Freiheit am Biertisch zu erlangen.

Bei 5 M wöchentlichem Taschengeld eine notwendige Entscheidung.

17.04.1965, 23.00 Uhr

02.03.05

Es lebe der Rausch! Wenn nach etlichen 50-Pf-Bieren und einigen Runden auf dem Kinderkarussell des Spielplatzes vor der Schule – eine Art kostenlose Beschleunigung des Zustandes- die Deichsel des großen Wagens an die Turmspitze von Sankt Marien stößt und es bei leicht auflandigem Wind aus Richtung Bornholm nach Frühling riecht - in der Ferne ein Güterzug einsam gen Saßnitz rumpelt, dann kann auch einmal richtig losgeschimpft werden: auf diese lausige Kleinstadt mit ihren Chlorgerüchen aus der Kanalisation, sowie den Wasserhähnen der Waschräume in der umfunktionierten hölzernen Militärbaracke – dem Internat, auf die Überdeutlichkeit des Sternenhimmels, auf umlaufende Starkwinde mit Schneegestöber, auf die ortsansässige Brausefabrik Pahnke mit ihrer rot gefärbten „Pahnke Pisse“, auf den Schlager „Mein Vater war ein Bauer“, auf das Gitarrenspiel, auf den Sportunterricht – besonders Bodenturnen und Waldlauf, auf Juri Gagarins „typisch russisches Gesicht“, auf den Begriff „Atombusen“, auf die Inkompetenz des Bergener Hosenschneiders, auf die Gesellschaft für Sport und Technik, auf hartgekochte Kühlhauseier, auf fast alle Mädchen, auf Ernst-Moritz-Arndt, Walter Ulbricht und Camillo von Radio Luxemburg sowie die Lehrer, auf Lungenhaché zum Mittagessen, auf...auf...auf...auf...auf...

Der Regen von gestern ist zum Schnee von heute mutiert. Schwere Schauerböen in der Tieckstraße. Das mit Esther Schweins Antlitz verzierte Müllauto arbeitet sich rüttelnd und schnaufend in Richtung Novalisstraße vor. Die orangenen Männer von der BSR haben Schwierigkeiten ihre Tonnen zu händeln. Günther Ücker, der sicher ursprünglich Günther Möller oder Rosentreter hieß, lässt vis-à-vis in der Chausseestraße, in den Ausstellungsräumen des NBK, seine Aquarelle an die Wände nageln, während das Highlight unseres Straßenabschnittes, der Hochzeitsausstatter mit seinen sehenswerten Produkten, nach einem Blitzabverkauf von Kleiderpuppen und diversen Präsentationsmitteln für Myrrhekranz und anderen Brautdessous, die Segel in Richtung Düsseldorf gestrichen hat. Nach Auskunft meiner Nachbarin ist der Grund eine klassische Selbstheirat der Inhaberin. Endlich mal ein Happy End beim beständigen Wechsel der Ladennutzer am östlichen Ende der Chausseestraße.

Ansonsten ist spätwinterlicher Alltag im Kiez. Beim morgendlichen Zeitungsholen, so gegen 9.00 Uhr, stelle ich anhand der vor „Bines Haarstudio“ wartenden Kunden fest, dass heute Mittwoch, also Senientag ist – alle Kürzungen am Schopf zum halben Preis – sofern man seinen Rentenbescheid am Mann hat oder wenigstens wie ein Rentenbezieher aussieht.

Weitere wichtige Erkenntnisse des Tages:

Auf NTV hält am Nachmittag der frischgebackene ukrainische Ministerpräsident mit seinem Streuselkuchengesicht eine Rede im Bundestag, während auf Phönix eine Wiederholung einer kürzlich am gleichen Ort geführte Debatte zur Geschlechtergerechtigkeit läuft.

Selber hat man Heimweh und tappt bei anbrechender Dunkelheit mit einer roten Dussmann-tüte an der Hand, worin sich ein Sachbuch über die Entstehung der Ostsee während der Eiszeit befindet, durch das Schneegestöber und hofft beim allabendlichen Hantieren mit den fossilen Brennstoffen für Ofen 1 – 3 auf mildere Außentemperaturen.

5 Tage später:

Es wird Frühling! Zuerst natürlich im Westen, an Vater Rheins kölnischem Knie.

In Ostdeutschland vorerst nur zu 70 %. Bei der hier immer noch wesentlich geringeren Arbeitsproduktivität – kein Wunder. Von den rauchenden Mietern in den Häusern gegenüber wird der Balkon wieder verstärkt als Raucherplattform genutzt. Wer weiß, wo die es bei der winterlichen Bärenkälte der letzten Wochen getrieben haben. Unsere jungen Hinterhofnachbarn hatten sich immer auf die Küchenspüle gesetzt und den Tabaksqualm in die Dunstabzugshaube über den Gasherd geblasen. So kann man die Nichtraucherklause des Vermieters auch umgehen.

Nachdem es bereits voriges Wochenende in herbstnebliger, dörflicher Nacht eine Verwarnung wegen Trunkenheit am Feuer gegeben hat, muss der Mitgliederstamm, der zum Umfeld des neu entstandenen Kreiskulturhauses Nord gehört, neu geordnet werden.

Durch irgendwie erklärbaren Magnetismus, der seinen Ursprung in zunehmender Alterssolidarität, abnehmenden Körperfunktionen - wie Verwirrung stiftender Sexualität und Saufkraft – auftretenden Hink- und Humpelbeinen, volkssolidaritätshafem Gemeinsinn, sowie durch Nachlassen des Gehörs und Sehkraft hat, die ihrerseits wieder auf Eigenschaften des Gehirns zurückwirken, entsteht ein neues Gruppenverhalten.

Nun gut, wer schon immer eine Sperre gegen „Ringelpiez mit Anfassen“ hatte und viele Gruppendiskussionen, in diesem konkreten Fall als hausgemachten Blödsinn oder mangelndes Selbstbewusstsein oder pommersch ausgedrückt, als ein „Sich gegenseitig die Taschen-Vollhauen“ auffasste, der wird sich nicht weiter wundern und mit zunehmendem Gnatz und Falithrom verdünntem Blut, seine Tournee als Alleinunterhalter fortsetzen und versuchen seine Ein-Mann-Karawane ans Ziel zu bringen.

Wofür soll man sich eigentlich immer entschuldigen? Die Zeiten von Aufnahmeprüfungen und Vorstellungsgesprächen sind (leider) längst vorbei und es steht einem zu, Blödsinn als solchen

zu bezeichnen. Gutgemeinter oder versehentlich verzapfter Blödsinn bleiben in jedem Fall Blödsinn und werden auch durch Negation nicht zum Gegenteil verbessert.

Überall gibt es Abschwünge, obwohl die Lage in eigener Jugend oder Kindheit sicher ähnlich dramatisch war. Die Zähne der Zeit nagen unerbittlich an Gebrauchsgegenständen, Verhaltensformen der Menschen oder – besonders im städtischen Raum – an Architekturauffassungen oder dem Stadtplan insgesamt.

Global betrachtet findet wieder die alljährliche Verleihung der Nobelpreise statt. Zur besonderen Freude aller Amazonen, Xanthippen oder Gleichstellungsbeauftragtinnen, Innentüren, Inneneinrichterinnen oder Männinnen verschiedener Berufe, im Bereich Literatur an „Elfi das Ferkel“ der schönen österreichischen Dichterin. Des Weiteren tritt der Umstand ein, dass eine Frau, die vor zwanzig Jahren bereits den alternativen Friedensnobelpreis erlangte, in diesem Jahr mit dem richtigen Preis diesen Inhaltes geehrt wird – herzlichen Glückwunsch! Die Männer, meistens Amerikaner, sind üblicherweise wieder in den Fächern Biologie, Physik, Chemie und Ökonomie zum Zuge gekommen, wobei sich die Biologen mit neuen Erkenntnissen zur Funktion des menschlichen Riechkolbens besonders hervorgetan haben.

21.9.04

Es wird Herbst – Herbst 2004. Auf dem Gebäude hinter dem BrechtHaus finden Dachdeckerarbeiten statt. Um dem angekündigten Regenguss zu trotzen, werden die im Moment dachziegellosen Flächen verplant und durch Latten gesichert. Im Inneren des Gebäudekomplexes wurde offensichtlich die Heizung erneuert, denn die wuchtige Vierkantesse, die viele Jahre das Haupt der Häusergruppe schmückte und mir bei philosophisch-geographischen Gedankenspielen in Richtung Paris als Korn diente – wobei eine Ausbuchtung im Kakteengeflecht auf der Fensterbank meines Zimmers die Kimme der Zieleinrichtung darstellte – ist verschwunden und wird vermutlich durch die blitzblanken Zinkrohre eines Gasheizungssystem ersetzt. Durch die sicherlich notwendige Rekonstruktion wird dem Kern der Firma Brecht kein Gebäudeteil weggenommen oder zweckentfremdet – nur im sich anschließenden Umfeld, wie in der ehemaligen Brecht- Buchhandlung, findet eine Zwischennutzung statt und stört durch bunte Bekleidungsangebote amazonischen Ursprungs das Harmoniebedürfnis der gestandenen Stadtphotographin H.

Herrentag

5.7.05

Für Anhänger des alkoholischen Frühtrunkes ist der Herrentag mit seiner Pflicht zum Koma-Besäufnis, besonders in ländlichen Gegenden, einer der höchsten Feiertag im Jahresverlauf. Während im Stadtraum, aufgrund der Menschenhäufung mit ihren geballten Leidenschaften, der Einzelstatus dieses Tages nicht so richtig zum Tragen kommt. In dörflicher Umgebung – unter milder Maisonnette und explodierendem Blattgrün – sieht das schon ganz anders aus. Zum großen Teil liegt das natürlich an den benutzten Requisiten wie Bollerwagen, historischem Traktor mit Anhänger oder dem klassischen, von Pferden bewegten, zum rollenden Tresen, mit etlichen Sitzplätzen ausgestatteten Herrentagsfuhrwerk. Ansonsten wird an diesem Tag auch gern das Fahrrad benutzt oder aus sicherheitstechnischen Gründen ganz einfach zu Fuß gelaufen. Hierbei wirkt sich die geringe Fallhöhe beim im Laufe des Tages zu erwartenden Super-Gau günstig auf die Gemütslage der daheim gebliebenen Ehefrau aus.

Im ländlichen Raum, mit seiner um diese Jahreszeit überbordenden Natur, halten sich die Schäden, die an diesem Tage von Herren in Wald und Flur angerichtet werden, in Grenzen. Das verkräftet der zu Kühler- oder Lenkerschmuck gerupfte Fliederbusch ohne weiteres. Anders sieht es im Stadtraum aus, wenn zum Beispiel ein rückwärts gefallener Herr seine

Silhouette in das frisch erblühte Tulpenbeet presst. Da wird die Wiederaufforstung durch das Grünflächenamt richtig teuer.

Nun zum Ablauf des Tages selbst. Während die ersten „Herren zu Fuß“ bereits um 10 Uhr vormittags breit sind und verdächtig lange Pausen am schrägen Hang des Oderdeiches von Güstebieser Loose einlegen, haben sich radfahrende Herren im scharfen Frühlingswind auf den Berghöhen am Rande des Kummerower Sees, richtig in Rage gestrampelt und belästigen mit korn- und windgeröteten Gesichtern Berliner Autofahrer mit bären- und schwulenfeindlichen Aussprüchen. Da sieht es vormittags in den Ruinen von Kloster Eldena unter steinalten Eichen und mit leichter Brise aus der pommerschen Bucht viel romantischer aus, wenn Greifswalder Studenten, die Mitglieder der dortigen Burschenschaft sind, in ihrer historischen Bekleidung, hinter dem von zwei Füchsen gezogenen bierbeladenen Bollerwagen trotten und unfromme Lieder singen.

Die im Laufe des Tages erfolgte Lichtung der Reihen der Teilnehmer dieser Veranstaltung durch Alkohol ist allzu verständlich, wenn man den morgendlichen Starttermin bedenkt. Nun ist ja auch nicht jeder Teilnehmer arbeitslos und damit unabhängig von Zeit und Raum, sondern mancher Herr muss am darauffolgenden Tag so ziemlich promillefrei sein Berufsleben weiterführen.

Nach meinen Beobachtungen haben die an diesem Tag vermeldeten Getränkeunfälle in den letzten Jahren abgenommen. Vielleicht liegt es an den gesäuberten, entfuselten Schnäpsen und den vor Reinheit strotzenden Bieren. Oder die Leute, besonders Arbeitslose, sind durch ständiges Vorglühen mehr in der Übung, den Alkohol abzuarbeiten. Auf jeden Fall sind Bilder wie in den 80iger Jahren von einsam gestrandeten Herren, mit aufgeschrapelter Nase und zerschundenen Knien, am frühen Abend in der Mitte von Berlin, in der Nähe des Pappelplatzes, nicht mehr anzutreffen.

Werner weint

6.7.05

Während die Rock- und Popsänger in einer weltumspannenden Live-Show Unmengen von Kilowattstunden gegen den Hunger in Afrika verbraten, sind auf dem nachmittäglichen Bildschirm die Rundrücken der unermüdlichen Strampler von der Tour de France zu sehen. Am Wetterkarussell wird wieder verstärkt hantiert und damit, besonders bei Stubenhockern, Kreislaufbeschwerden provoziert. In der Politik machen die angekündigten Neuwahlen des Bundestages im September des Jahres einen Blitzwahlkampf nötig. Sämtliche Parteien stehen in dieser selbstverschuldeten Situation auf dem verkehrten Bein und überbieten sich gegenseitig mit Wahlschnellprogrammen – immer so tuend, als gäbe es eine abzuwählende Regierung, der niemand von ihnen angehört. Während der Bundestagsabgeordnete Werner Schulz (alter Widerstandskämpfer, der er ist) am Rednerpult in seiner weinerlichen Art Parallelen zur DDR-Zeit verkündet, machen Millionen Bundesbürger, vorwiegend Frühbucker, Urlaub – wahlweise all inklusive oder nicht. Selber hat man Anrecht auf sein geistiges Sommerloch mit Angeln, Holzbockzupfen oder Rasenmähen und damit verbundener Hinleitung zum Urlaubsort in Form einer kleinen Schiffsreise.

Aber vielleicht kommt es auch in diesem privaten Bereich doch noch alles ganz anders und man landet kurzfristig und unversehens jenseits von Mittelgebirgen und Limes, in den zackigen Kulissen der Alpen.

Der Mann auf der Java, mit seinem feuerroten Sturzhelm auf dem Haupt, düst eine Wolke Staub aufwirbelnd durch das blühende Lupinenfeld. Es ist wahrscheinlich ein LPG- Brigadier, der den Zustand seiner Ackerflächen kontrolliert. Ein wahrhaft van Goghsches Motiv – mit brüllender Mittagshitze, safrangelberblühtem Feld, knallblauem Himmel und der vom furztrockenen Feldweg aufsteigenden Staubwolke – dazu dieser süße, schwere Geruch der Lupinenblüten.

Wenn nur dieser Brummschädel nicht wäre! Ursächlich begründet im Biergenuss und der schlecht gelüfteten Unterkunft, einer 12-Mann-GST-Plane mit dem Karbolgeruch des Imprägnierungsmittels, das sich bei dieser Hochsommerwetterlage zu verduften sucht und mit Sonnenölgeruch und den Ausdünstungen der nahe stehenden Latrinentalle vermischt, eine exorbitante Mischung ergibt. Da ist es nachts am Meer – unterm Sternenzelt - schon erbaulicher. Aug in Aug mit dem dicken Vollmond über der Pommerschen Bucht. In der Ferne das vereinzelte Blöken von Jungschafen und aus den hölzernen Unterkünften – Mädchenlachen.

Das Meer. Nach neuesten Erkenntnissen für mich – die mütterliche Ursuppe. Auch nachzulesen im umfangreichen Jugendweihebuch „Weltall-Erde-Mensch“ und untermauert durch den neuesten Lehrstoff der 11. Klasse. Als Poet in spe beamt man sich durch die Jahrtausende in die harzigen Urwälder und windet sich als gelbbäuchige Schlange, in der Gegend des Königsberger Urelternhauses, durch Riesenschachtelhalmwälder. Zwischendurch wird aus angeschwemmten Fischkistenbrettern und Kiefernzapfen des nahen Küstenwaldes ein Feuer in „echt“ entfacht. Feuer und Wasser, Sternenfunkeln, naive Fragen an den guten alten Mond – mit 17 darf man das! Eigentlich bin ich ja wasserscheu und mit dem Fliegen ist es bei mir auch nicht so toll. So wird die raue, reale Welt zum poetisch zu verarbeitenden Gegenstand gemacht und ich verbrüdere mich mit Meeresbewohnern, führe Gespräche mit Sternbildern, deute die Glutreste des Lagerfeuers, fühle mich von der Wucht des Vollmondes dominiert, frage den Wind, wo „Sie“ ist und vergleiche den die Tageshitze speichernden Asphalt der Küstenstrasse um Mitternacht mit „Ihrem“ warmen Körper. Dann wieder die regnerisch kühlen Tage mit starkem, auflandigen Wind, Welle um Welle, Stumpfsinn – Jähzorn, Wolkenberge, Vogellaute, Salzkrümel am spärlichen Jungbart – unkooperatives, lautes Meer! Sprechübungen gegen Wind und Wellen. Meinst du mich? Warum zürnst du mir? Hoho! Hoho! Ich trotze dir! Ich bin keine Wolke – leicht zu formen und lenkbar! Ich bin keine windflüchtende Kiefer! Ich bin ein Mensch! Bald gehe ich in die großen Städte des Festlandes!

Das Wetter schlägt um, das Tief „Ingeborg“ ist unter Auffüllung in Richtung Vorpommern verduftet, jetzt ist Ruhe eingekehrt. Leichter ablandiger Wind mit den Gerüchen der Feldfrüchte – Raps und Getreide. Die Gerste ist druschreif. Ab und zu sieht man in Strandnähe Kohlweißlinge, die sich verfranst haben. In den Vorgärten der ufernahen Häuser, besonders der Villa „Wahnfried“ in Thiessow, blühen rote Rosen.

Da der Zweck des Aufenthaltes auf einem Zipfel der Halbinsel Mönchgut im Frühsommer 1964 in der Absolvierung einer vormilitärischen Ausbildung besteht, ist in Kürze Schluss mit Poesie und es wird in Zehnergruppen in Richtung Zicker ausgeschwärmt und Orientierung im Gelände geübt.

Was sich wie ein Künstlernamen anhört, ist in Wahrheit eine topographische Bezeichnung, die vollausgeschrieben Halbinsel Zudar lautet. Sie befindet sich am südlichen Ende der Insel Rügen und ist aus der Cessna betrachtet ein lustiges Häkchen am Rande des Eilandes, mit Ausblicken auf die Flachgebiete der pommerschen Küste, sowie die Industriesilhouette eines stillgelegten AKW. Aus der Zehenspitzenposition oder der Luke eines Kirchturmes sind vielleicht sogar die Türme von Stralsund zu sehen. Das werden wir demnächst überprüfen. Vielleicht blickt man in Kürze von der Halbinsel Zudar aus schon auf die tragenden Säulen des im Bau befindlichen neuen Rügendamms, dessen festländischer Brückenkopf am Stadtrand von Stralsund verankert ist und sich in der Nähe der seit Menschengedenken neben der Ziegelgrabenbrücke ankernden Mitarbeiter des Stralsunder Tonnenhofes namens „Käpt'n Brass“ und „Hol-Di-Ran“ – früher wurden sie noch durch „Kasper Ohm“ verstärkt – zu beträchtlicher Höhe aufschwingt. Sicher ist das eine Voraussetzung, um auch dem langmastigsten Segelschiffer eine ungehinderte Durchfahrt zu ermöglichen.

Der gute alte Rügendamm! Uns Jugendlichen vor vielen Jahren das Tor zur Welt, der Eltern- generation, auch im gesprengten Zustand, bei Kriegsende, Brücke zur friedlichen Insel. Mir selber wäre eine moderne Tunnelunterquerung des Sundes allerdings lieber gewesen – am besten mit anschließender Weiterführung der Röhre unter Rügen hindurch und endend in Transsilvanien oder irgendwo in Sibirien. Auf jeden Fall tut Entspannung gut und die Verkehrssi- tuation am Rügendamm muss entspannt werden! Freuen wird es auch die Heerscharen von ALG II beziehenden Anglern, die im Frühjahr vom Radweg des alten Rügendamms aus den Hering jagen und dann bei wegfallendem Autoverkehr -- hinter ihrem Rücken – nicht mehr fürchten müssen, dass sie beim Wurf ihrer Angelleine einem im Cabriolet vorbeifahrenden Toupetträger das Haar teil vom Kopf reißen oder andere Schäden anrichten. Bei pessimisti- scher Betrachtung wird es durch den zweiten Brückenschlag nur eine Verlagerung von Ver- kehrsstau geben. Da die Insel bekanntermaßen von der Ausdehnung her endlich ist und kei- ner erwartet, dass viele vom neuen Damm ungestaute Besucher nach Trelleborg oder Bornholm weiterrammeln, staut es sich dann auf der Insel selbst. Auf den hakligen Halbinseln oder Höften im Südosten, an der Wittower Fähre oder auf der kotelettförmigen Halbinsel Jasmund im nördlichen Bereich – wir werden sehen!

Ich bin bi

10.2004

Zur intellektuellen Blattordnung am Hauptwohnsitz, der Stadt Berlin, gab es immer die parallel dazu verlaufende Betätigung in der Natur – auf dem Dorfe. Mit den unendlichen Wanderun- gen durch Wald und Flur, den Bewegungen im Gemüsegarten beim Bau verschiedener Rankhilfen für Bohne, Rose oder Rebe, der Anteilnahme an der Pflasterung des Dorfhofes, den überall gefundenen Wurzelresten oder gesehenen Wurzellinien im Waldhopfenzopf, dem Anblick des Haselnussstrauchfächers am Fenster oder den Auswüchsen des schnellwachsen- den Holunders am Hang. Erwähnt sei auch noch unbedingt das Moospolster im Zwickel, der sich in Augenhöhe gabelnden achtzigjährigen Esche.

Zur Bergwanderung gehört bekanntermaßen gutes Schuh- und Fußwerk. Also, es lebe die Fußgerechtigkeit der Botten! Adieu ihr im Frühsommer gezogenen Krampfäden - Stützstrumpf sei tapfer! und schon geht es im späten Frühtau zu Berge. Ein Glück, dass vor langer Zeit, zur Überwindung von enorm schiefen Ebenen die Serpentinien erfunden wurden. In meinem Fall kann ich nicht behaupten, dass der Berg in meinem Leben jemals besonders laut gerufen hätte. Die Vertikale war – außer als geometrische Größe – nie mein Ding! Aber warum in Museen oder Heimatstuben des Harzes Unmengen von Eintrittsgeldern verplempern, wenn man die äußerst populäre Attraktion dieser Gegend, das Erklimmen des Brockens, unentgeltlich haben kann. Da die hammerharte Dampflok der Harzbahn mehrmals die Wanderroute zum Gipfel des sagenhaften Berges quert oder sogar begleitet, mit energischen Pfiffen die Warnungen der Andreaskreuze an unbeschränkten Bahnübergängen unterstreicht, das zahlreiche Tannengrün durch hellen Wasserdampf aufmuntert und mit ihrem unverwechselbaren Sound die Gegend beschallt, gibt es bei allen Mühen des Wanderers die heimliche Hoffnung auf eine maschinelle Abfahrt am Nachmittag.

Viele Brockenbesucher geraten nach dem Aufstieg in eine Art Höhenrausch, der durch den Genuss von Schierker Feuerwasser und Erbsensuppe mit Bockwurst verstärkt wird und sich im kollektiven Absingen der „Köhlerliesel“ sowie in Grundsatzdiskussionen äußert. Ausgelöst durch das ständige Schnaufen und Qualmen der Dampflokomotive kreisen die Debatten um aktuelle Tabakpreise, raucherbedingte Konditionsprobleme, sowie altersgerechtes Verhalten am Brocken in Bezug auf die Frage „Nuff zu Fuß und nunner mit der Bahn oder umgekehrt?“ Es ist schon ein Phänomen mit welcher Inbrunst die vielen Leute, besonders aus dem südöstlichen Harzvorland, auf den Brocken raufzrameln. Mit ostdeutscher Energie wird die steilere Seite des Berges gestürmt, während die nordwestdeutsche Kundschaft energiesparend, die orthopädisch und konditionell günstigere Nordroute benutzen kann. Durch die Rundkurse auf dem Brockengipfel werden diese unterschiedlichen Menschenkinder aus Ost und West, Nord oder Süd miteinander verwirbelt und Gefühle dekomprimiert oder Wanderstress abgebaut – periodisch auftretende Nebelschwaden begleiten diese Handlung und allgegenwärtiges Hundegebell schafft dörfliche Atmosphäre. Beim Brockenwirt! Ich habe in dieser beträchtlichen Menschenmenge mit ihrer situationsbedingten Dynamik und dem bereits erwähnten Höhenrausch nur ein oder besser gesagt zwei böse Worte vernommen. Das war beim Erstürmen der Eisenbahnwaggons zur Talfahrt in Richtung Nordhausen, mit den üblichen Rängeleien und Sitzplatzängsten. Es war der Nachbar an der Bahnsteigkante: „Scheiß Ossi!“

„Damals war's“

15.01.2006

1. Das dörflich-ruinöse Ostberlin war malerisch gesehen sehr anregend. Dann kam 1990 der Kapitalist mit Maurerkelle und Farbeimer und die Stimmung war hin.
2. In Ostberlin waren Stadtlandschaft und Aktzeichnen, also die bildnerische Auseinandersetzung mit dem Stadtraum (Fensterblick) und seinen vorwiegend weiblichen Bewohnern Pflicht. Das hatte sich so eingebürgert – da gab es auch kein heraus! Mir als Landschaftsfreund und „Uraktzeichner“ sollte es nur recht sein. Unter diesen inhaltlichen Gesichtspunkten wurde auch die Kunstgeschichte nach Zitierwürdigkeiten abgeklopft.
3. Bei der Stadtlandschaft musste man letztendlich die Flächen, die in der Freien Landschaft zum Horizont streben, durch das Passepartout der Hinterhofeinfahrt oder des Fensterrahmens der jeweiligen Wohnsituation betrachten – gebeugt durch Straßensituationen oder belebt durch einen einzelstehenden Bauwagen. So habe ich es jedenfalls gemacht. Unterlegt wurde das alles natürlich mit dem Geräuschmüll des

Straßenverkehrs. Mir als Sohn der blauen Wasserberge und Freund der Stille fiel das zeitweise ganz schön schwer.

4. Außerdem ist es wie in anderen Berufen auch. 1985, also vor gut zwanzig Jahren, hatte man ein bestimmtes Lebensalter, war brillenlos, kraftvoller als heute, war stützstrumpfrei stehend voll arbeitsfähig an der Staffelei, von ungeahnter Saufkraft, desinteressiert an gesellschaftlicher Veränderung – man fühlte sich im Status Quo gut aufgehoben, bastelte nicht an Ausreiseplänen, war bewegungsfaul und somit nicht auf die Bewerbungsrituale für Westreisen angewiesen, telefonlos, jung und unabhängig.

Es primelt

25.1.2006

Hoch „Klaus“ umwedelt Mitteleuropa mit transodriger Kaltluft, die ihren letztendlichen Ursprung in den schlecht geheizten Weiten des Russischen Reiches hat; auf der Spree ist Schollenalarm und manches zu dürrftig isolierte Wasserrohr platzt vor Kälte aus den Nähten. Im öffentlichen Stadtraum ist schwere Kleidung angesagt und die im Spätherbst noch des Öfferen sichtbaren „Arschgeweihe“ für hinten und für vorne, an der Gürtellinie der jüngeren Frauen, sind in die Dunkelheit der Daunenjacken abgetaucht. In dieser Eiszeit, mit ihren Treibhausgedanken und Thermometerblicken sowie fälligen Mietnebenkostenberechnungen, hilft nur eine positive Tat – das ist die Frühbuchung einer Schiffsreise. Die letzte größere Handlung zur See fand im Sommer vorigen Jahres statt. Das Schiff hieß „Bernhardt“ und war von dem Organisatoren der Veranstaltung „vierzig Jahre Abitur“ für eine Rundreise um die Ostseeinsel Vilm gechartert worden. Die gute alte „Bernhardt“ ist mit ihrer größtenteils eselsgrauen Ladung tapfer durch die Wogen des Greifswalder Boddens geschwommen und war ein würdiger Ort für so eine wichtige Veranstaltung. Wer weiß, das nächste Jubiläum dieser Truppe wird sicher auf der MS „Zipperlein“ oder einem Schiff mit wesentlich finsterem Namen stattfinden. Die zweite Seefahrt, nach der dreistündigen Umrundung der Insel Vilm, fand auf der Fähre von Schaprode nach der Insel Hiddensee statt. Sie dauerte einschließlich Rückreise ca. 2 Stunden und war die Erfüllung eines ewig gehegten Wunsches meiner Frau. Der Name des Gefährtes ist mir entfallen. Wahrscheinlich war es die „Storch“.

Mein einziger Aufenthalt auf der Insel Hiddensee liegt nun auch schon 44 Jahre zurück. Sie war das Ziel einer Klassenfahrt und fand ohne hehren Hintergedanken seitens der Klassenlehrerin statt, so dass nur der Genuss von Stralsunder Bier in sandiger Umgebung und der Geschmack des billigen Tabaks aus der im Andenkenladen erworbenen Kunststoffpfeife im Gedächtnis haften blieb. Da war nichts mit Gerhart Hauptmann und so. Man brüllte bei den Wanderungen mit dem Meer um die Wette, drosch Skat im Stroh der Schlafscheune und war froh für einige Nächte den Ritualen des Bergener Internatslebens entronnen zu sein. Auf Hiddensee ist es heute wie überall, wo es eigentlich schön ist. Da die Insel im nördlichen Teil aus mehreren Bergen und Hügeln besteht, stapft oder radelt die eine Hälfte der Leute die Höhen hinauf, während die andere sie im Gegenverkehr wieder verlässt. Am schlimmsten sind wie immer die Radfahrer. Sie überholen dank ihrer Gangschaltung und oft paarweise agierend, wobei die Frau vorne fahrend durch männliche Handschubkraft oder unzüchtliche Worte vorangetrieben wird, mit knallrotem Kopf, einen mächtigen Schweißhecht hinter sich herziehend, den klassischen krampfaderngeplagten Fußwanderer.

Da die Sicht gut ist, nur der ewige Wind an den Haaren zottelt und Meersalz in der Luft die Brillengläser trübt, sind auf dem Höhepunkt der Inselwanderung, in der Nähe des Leuchtturmes, die Kreideberge der Insel Moen zu erblicken, die im vorigen Jahr von uns in der Nähe von Liselund erklommen wurden. Moen im Juni 2004, mit Dauerregen, Holzbockalarm, grünen Getreidewellen, Regenbögen und Aussichten bis nach Hiddensee.

Gerechtigkeitshalber muss nun auch noch die dritte Seefahrt vom Jahrgang 2005 erwähnt werden. Sie führte von der Weidendammer Brücke am Bahnhof Friedrichstrasse bis hinter den Reichstag und zurück – Dauer ca. 1,5 Stunden.

Da man bekanntermaßen über das Spätwerk kaum selber schreiben kann, sollte man es um so intensiver über frühe Arbeiten tun, die man vor eigenen Zornesattacken, umzugsbedingten Ausdünnungen, mit eiskaltem Zustrich der Leinwände und Hartfaserpappen rettete. Nicht zu vergessen die Menge Papiere und hölzernen Druckstöcken, die nach kreuzweisem Zerriss oder der Kalibrierung mit dem Hackebeil vor dem Brennraum des Kohleofens zu liegen kamen, von wo aus sie nach der Funktion als Wärmespender in den Himmel über Berlin entschwinden wären oder als festere Asche den Weg in die Tonne der BSR angetreten hätten. Während von den eigenen Kindern seit den siebziger Jahren prall gefüllte Mappen, die besonders bei Umzügen oder Umräumungen der Wohnung alle Jahre wieder aus der Tiefe dunkler Bettkästen oder von den obersten Etagen von Regalen und Kleiderschränken in das öffentliche Familienbewusstsein treten, bleibt dieser eigene Lebensabschnitt bis zum 20. Geburtstag eigentlich völlig im Dunklen. Es gibt praktisch keine Zeugnisse auf Papier! Nun mag das am handfesten Elternhaus auf dem Dorfe liegen, wo man kindergartenlos mit den Pferden Hans und Lotte, den Kühen Hertha, Olga oder Liesbeth und dem Hund Senta aufwuchs und sich nach besuchter Schule und getaner Feldarbeit oder Geschwisterbetreuung in die Einsamkeit der Erlenwälder oder an die schilfigen Ufer der Boddengewässer mit gezücktem Taschenmesser zum Spielen zurückzog. Immer mit einem Bienenschwarm von Gedanken und Assoziationen im Kopf, die weder als gesprochenes Wort noch als schriftliche Äußerung jemals das Licht der Welt erblickten. Hätte ich von der Wunderwelt des Schreibens gewusst, wäre am Anfang das Wort gewesen!

So wurde dann doch alles gegenständlich. Mit enormem Drang zu militärischen Spielen und damit verbundenen Verstößen gegen das Kriegswaffenkontrollgesetz – erleichtert durch umfangreiche Munitionsfunde aus dem letzten Krieg – oder die sensibleren Gangarten, mit Schriftübungen in den saftigen Rinden der Buchen im Frühjahr, dem Bau von Flöten und Hörnern aus Weidenruten und Erlenbäumen sowie der Zeichnung der Quadrate auf dem harten Lehmboden vor dem Gutshaus für das Hinketick. Dann kam eine neue Jahreszeit mit anderen Herausforderungen und veränderten Materialien und im nächsten Jahr ging es bei diesem saisonalen Vorgehen mit neuen Erkenntnissen, gewachsener Muskelkraft und schärferem Messer wieder von vorne los. Alles war temporär!

Da bei der Feldarbeit oder der Tätigkeit im Hausgarten die Erde nur pflug- oder spatentief bearbeitet wurde, spürte ich als Kind das unbändige Verlangen, der Sache mal auf den Grund zu gehen. Das hatte zur Folge, dass viele unterirdische Bauwerke entstanden in die ich mich aus dem vornehmen Mobiliar des Gutshauses in eigene vier Wände zurückziehen konnte. Vielleicht war es auch nur eine Flucht vor dem mir an der Oberfläche der Insel Rügen drohenden Sonnenbrand. Allerdings waren dieser Arbeit in die Tiefe, durch den hohen Grundwasserspiegel, enge Grenzen gesetzt. Das führte wiederum zu Fertigkeiten auf dem Gebiet der Drainage und da ich großen Wert auf Kochstelle und Heizung legte, zu Fähigkeiten im Bau von fest ummauerten Feuerstellen mit Platz für Topf oder Bratpfanne, wo dann ein stärkendes Süsspchen oder als Highlight goldgelbe Kartoffelpuffer hergestellt wurden.

Es ist Sonnabendvormittags. Der Winter hängt durch. Aber im Knöterichknäul an der Hauswand randalieren die Sperlinge und lassen ihren Vorfrühlingsgefühlen freien Lauf. Eigentlich Zeit sich selbst vorausschauend in den Festkreis des Jahres einzutakten und eine Art geistige Frühjahrsbestellung durchzuführen – wenn man auf dem Dorfe wohnen würde. Denn oh Schreck! Oh Graus! Von rechts aus Richtung Invalidenstrasse kommt ein signalroter Menschenzug angetrillert: Der Öffentliche Dienst mit seinen tausend Berufsarten streikt. All die guten Geister des Alltags sind dabei. Unsere rustikalen Männer von der Müllabfuhr, die zarten aber mindestens genauso wichtigen Mitarbeiter der Charité, Brauchwasser- und Abwasserspezialisten, viele namenlose Sesselbenutzer aus den unterschiedlichsten Verwaltungen, sowie Politprominenz, wie Frau Künast, die zwar ohne rote Weste, aber mit straff geschnürtem Rucksack, tapfer mitmarschieret. Wie aus der Tagespresse zu entnehmen war, geht es unter anderem gegen eine Verlängerung der Arbeitszeit von täglich 18 Minuten. Hochgerechnet auf ein Jahr ergibt das immerhin zwei Wochen Mehrarbeit. Mit uns nicht! Angeblich sind die Streikkassen gut gefüllt – also, das kann dauern.

Nach diesem vormittäglichen Aufreger in unserer Strasse setzt am frühen Nachmittag der übliche Friedhofstourismus ein. Seit der Grablegung des ehemaligen Bundespräsidenten in der vorigen Woche steigt die Quote! Alle wollen es wissen.

Nun war es eigentlich schon früher so, dass der gemeine Friedhofstourist aufgrund der Zweiteilung des Friedhofes in den profaneren Teil und den Teil, wo die Leistungsträger der Gesellschaft liegen, immer zuerst an der Grabstelle von Erna Butzke landete, wenn er bei Anmarsch aus Richtung Friedrichstrasse den vorderen Eingang benutzte und nur durch Abfragen oder Studium der inzwischen erneuerten Beschilderung am Ziel seiner Wünsche, dem Grab B. Brechts, ankam. Viel Irritation und unnötige Wanderungen auf den Friedhofswegen ließen sich vermeiden, wenn man am Tor 1, wo die Hütte der Friedhofsarbeiter steht, ein Messing-schild mit der Aufschrift: „Hier liegt er nicht“ anbrächte.

Zu einer Ausstellung in der Berlinischen Galerie (Flic Flac)

02.06

Eine leichte Tendenz zum Agrarhistorischen Museum. Die Motive und Gegenstände - normalerweise auf Bildern und Grafiken beheimatet - haben die Wanderung in den dreidimensionalen Raum angetreten und fühlen sich dort, entrahmt und befreit vom traditionellen Prozess der Gängelung durch Pinselhieb sowie der Malträtierung durch die gewaltigen Kräfte der Druckerpresse und der ausgeklügelten Einbindung in Bildhintergründe durch das Künstlerhirn, sichtlich wohl. Sehr zum Ärger jener Kollegen, die auf diese klassischen Rituale nicht verzichten können und diese für sich selbst sprechende Form des Eigenlebens der Gegenstände im tatsächlichen Raum nicht tolerieren wollen und Keilrahmen- oder Blattpflicht für sie fordern. Mir als Gegenstandsversther soll diese Art der dort in der Galerie ausgestellten Weltsicht allerdings recht sein.

Die Pest (H5N1)

7.04.06

Zu DDR-Zeiten war vieles rationiert, vermutlich sogar das Hochwasser. Wie anders soll man sich die Häufung an Feuchtigkeit in den letzten Jahren in der Mutter Elbe erklären. Bis weit in die Quellgebiete dieses Flusses, in Tschechien, nagt der Blanke Vaclav an Deichen und anderen Sperrwerken, um sie zu erweichen oder gänzlich zu zerstören. Da die Ursachen vielleicht doch nicht in den vom sauren Regen kahl gebeizten Kuppen der böhmischen Berge liegen und neulich sogar eine stattliche Windhose Größe 38/34 in einem Stadtteil Hamburgs die

Baukräne samt ostdeutscher Besatzung umwedelte, muss diese Unruhe in der Atmosphäre, mit der Tendenz zu mehr Gewalt, andere Ursachen haben. Ich weiß nicht woran es liegt. Da ich seit drei Jahren das Rauchen der Tabakspfeife eingestellt habe, und somit keinen Beitrag mehr zur Luftverschmutzung leiste, ist mein Gewissen in dieser Angelegenheit ziemlich rein. Nun sind die deutschen Sorgen im Frühjahr 2006 nicht nur feuchter Natur und von windiger Art. Nein! Pünktlich zu Frühlingsbeginn, mit der allgemeinen Zielrichtung Ostern, macht das Geflügel schlapp. Ausgehend von meinem Heimatrayon – rund um die Wittower Fähre auf der Insel Rügen – ist eine Art Hühnerpest ausgebrochen, von den Rindviechern, die vor einiger Zeit dran waren, mit einer gewissen Schadenfreude beobachtet. Je nach Temperament der Landräte in den betroffenen Regionen wird nun öffentlich gegackert oder rumgeeiert, um die, vom Erreger dieser Krankheit mit der Bezeichnung H5N1, magisch angezogene Pressemeute ruhig zu stellen und den Reportern einzupfropfen, dass für den gemeinen Bundesbürger keine Lebensgefahr besteht, sofern er seine Katze, die am verendeten Schwan in Schaprade genascht hat, nicht am kommenden Sonntagmittag roh verzehrt.

Hochwasserkatastrophen oder die in unseren Gegenden äußerst seltenen Vulkanausbrüche erfreuen sich allerdings bei Politikern größerer Beliebtheit. Da wurde schon mancher über Nacht zum Deichgrafen oder Wassergott, weil er in einer bestimmten politischen Funktion, in Gummistiefeln und Regenjacke oder in einer Hosenboje steckend, via Fernsehapparat gut rüber kam. Da kommen Leute, die die Geflügelpest händeln müssen schon mehr ins Schwitzen. Die Akzeptanz dieses Naturereignisses ist in der Bevölkerung sehr gering und das hat gewachsene historische Gründe. Jeder Bürger zöge das nasse Grab, den Tod im Hochwasser, einem Hinscheiden an einem nicht ausreichend gegarten Hühnerbein oder an der Infektion, die man sich beim vorösterlichen Eierausblasen zuzog, vor. Das ist dann auch besser für die Biographie.

Also: Während des Kampfes mit der Hühnerpest werden keine neuen Helden geboren. Dafür ist die Sache zu komplex und der Erreger zu klein. Kein Landwirtschaftsminister einer Region, wie etwa der kleinkalibrige Till Backhaus aus dem Norden, wird als Hühnergott oder als Mister H5N1 in die Landesgeschichte eingehen. So bleibt nur das Leben als Parteisoldat – bis zur Rente.

Marseilles

Es ist allgemein bekannt, dass die widerborstigsten Orte den nachhaltigsten Eindruck auf den Besucher machen. So war es auch in Marseille. Anstelle eines freundlichen lavendelduftenden Windchens aus den Tiefen der Provence wurden wir von einem bösen kalten Mistral empfangen, der seinen Ursprung in einem mitteleuropäischen Kaltluftpfropfen hatte und das Rhonetal herunterstürmend, den Golf von Lyon zum Schäumen brachte. Das verdüstert das eigentlich sonnige Gemüt und führt zur revolutionären Erkenntnis über persönliche Freiheit. Konkret wurde das so formuliert: Die vorherige Entscheidung - kein Ausflug nach Aix oder Avignon - war richtig. Nicht dorthin, wo sich laut gedrucktem Reiseführer die Päpste wohl fühlten oder der Lavendel blaut, sondern das eigene Wohlbefinden wird in den Vordergrund gestellt – also bitte eine Mütze voll Mittagschlaf in der Kabine, etwas originale Höhensonne auf die Waden und lesen in der Muttersprache im Plastestuhl auf dem Achterdeck, bis die Tampenjohnies um 19 Uhr die Leinen lösen und sich unsere Queen aus dem Hafengewässer in den Golf schraubt - vorbei an der sonnenüberfluteten JVA des Grafen von Monte Christo, auf dauerwellichem Wasserbett, nach Backbord, in Richtung Genua einschwenkend. Ansonsten gab es zum Abschied von Frankreich einen stark farbigen Sonnenuntergang. Ein gefundenes Fressen für Minolta, sowie ein leicht schwingendes Schiffsheck, das den eigenen Unterkörper in eine stabilisierende X-Beinstellung gehen ließ. Da die abendliche Hauptmahlzeit noch ausstand, war der Blick zurück in den Heckstrudel nebst Sonnenuntergang trotz aller ästhetischen Stimmigkeit mit der banalen Hoffnung verbunden, dass der Kelch des Erbrechens, genauso wie bei der Überfahrt von Palermo nach Karthago, an mir vorübergeht und an der zierlichen blonden Frau von Tisch 101 hängen bleibt.

Nachtrag zur Stadt Marseilles: Wenn der Mistral pfeift, riecht die Stadt nach kaltem frisch gefangenem Fisch und anderen teils schlabberigen Meeresfrüchten. Auf dem Markt gibt es teure Pfingstrosenknospensträuße. Ansonsten ist es wie in Berlin-Kreuzberg. Von der Kleidung her gibt es alles bis hin zur Burka und der Straßenbelag wird bis runter auf die Zudecke des U-Bahntunnels renoviert.

Die Wiege der Menschheit ist das Bett

9.05.06

Gerade bei einer Seefahrt ist diese alte Weisheit nicht zu unterschätzen, wo jede feste Zuordnung der Schlafstellung zu Meridianen oder Himmelsrichtungen, wegen des unsteten Charakters des schwimmenden Schiffes wegfällt, es sei denn, es handelt sich um ein fest vertäutes Wohnschiff oder ein aufgebocktes U-Boot. Hier wird nun die ausgetüftelte Inneneinrichtung der Kabine von größter Wichtigkeit. Alles muss getan werden, um die landrattigen Urängste des Passagiers zu bekämpfen. Einiges, wie zum Beispiel eine Kabine mit Fenster, kann er selbständig über den Geldbeutel beim Buchvorgang in der Heimat lösen. Der leichte Zugang nach draußen, für den Fall, dass das Schiff Titanic-mäßig den Abgang macht, ist bei der Länge der Flure leider reiner Zufall, aber wichtig, da die Flucht durch die Fenster im Ernstfall bekanntlich nicht möglich ist.

Nun zum Innenraum: Hier wurde funktionale Enge durch eine reichhaltige Verspiegelung weggedrückt. Welch neue Körpersicht nach dem funzligen Porträtspiegel in der Berliner Wohnung, wenn der eigene Astralleib mit seinen Wülsten von Winterspeck und verfestigtem Bier Schaum in unendlichen Staffelungen als eine Art lebendige Tapete die Wände verziert. Das hat Gewicht. Oder besser gesagt: Übergewicht. Ich habe es immer gehaut, aber nie so deutlich gesehen. Da müssen wir uns zum Trost mit Grappa Julia unterhalten und den großen blauen Klee an einer unverspiegelten Seitenwand loben. Außer dem gibt es noch den Fernsehapparat in dem auf RTL die Supernanny super ungezogene Kinder zu bändigen versucht. Oder man lässt den Fenstervorhang offen und schaut, genau wie die draußen am Relingaschenbecher stehende italienische Oma, in die Abgasfahne unseres Dieselmotorenantriebes. Buona notte!

Eigentlich reist man ja nur, um seine Vorurteile in Bezug auf Land und Leute oder geographische Besonderheiten zu bestätigen. Jedenfalls ging es mir beim Thema Vesuv so. Zwei Bilder waren in meinem Kopf verfestigt. Einmal die berühmte Landkarte aus den fünfziger Jahren, die im Erdkundeunterricht verwendet wurde und auf der mit verschiedenen Einfärbungen dieser oder jener Lavafluss im Laufe der Geschichte gekennzeichnet war und Opas kegelförmiges Schmiedefeuer mit seinen Schlackerändern und der heißen Mitte für die Erhitzung der Eisenteile – in Schwung gehalten durch ein elektrisch betriebenes Gebläse. Da der Vesuv als ziemlich ausbruchsicher gilt und sich bis auf kleinere Ausnahmen sogar das Rauchen komplett abgewöhnt hat, kann man bedenkenlos auf staubigen Pfaden den Gipfel stürmen und einen Blick in das große Aschloch werfen. Der letzte Berg der rief, war im vorigen Jahr der grüne Brocken. An Höhe fast gleich, war dieser wesentlich schwerer zu erklimmen, weil es zu ihm hinauf über Stock und Stein ging, während die tote, durch Millionen Touristenfüße zermalmte Materie des Vesuvs, wesentlich besser zu begehen war. Der Menschenandrang war allerdings ähnlich gewaltig wie an jenem berühmten 3. Oktober 2005, als ich in Deutschland den Brocken erklimmte. Gewürzt wurde alles mit italienischem Temperament, wobei die Neigung der Leute, mit ihren Kraftfahrzeugen Handlungen auf engstem Raum auszuführen, besonders gefiel. Weil nach Aussage des Reiseführers Luigi Vorsaison herrscht und es sich um einen besucherschwachen Wochentag handelte, kann man sich die Turbulenzen auf diesem Schlackehaufen im Hochsommer, wenn große Ferien sind, Neapel in der Sonne glüht und der Golf erhöhte Temperatur hat, sehr gut vorstellen.

Ja, Miro (Palma)

10.05.06

Für alle Zimmergärtner ist es bei der Reise in südliche Länder immer wieder ein Erlebnis seine im deutschen Wohnzimmer vegetierenden Topfpflanzen in Gott geschaffener Originalgröße zu bewundern. Topffrei wird gewachsen und geblüht, was das Zeug hält. Beim Besuch von Maler Miro's Anwesen war es besonders die Wunderwelt der in Originalgröße herumstehenden Kakteen die auffällig wurde. Sie verführten zu der Annahme, dass Künstler, die seit ihrer Kindheit von mannshohen eselsohrigen Pflanzen umgeben sind, natürlich zu anderen Bildinhalten und einer anderen Formensprache gelangen, als ein Bewohner der norddeutschen Tiefebene. Es ist nicht immer nur das südliche Licht!

Weil Käpt'n Luigi die Abfahrtszeit extra auf 1 Uhr nachts gelegt hat, kann ein großer Teil der Kreuzfahrer am abendlichen Tanz um den Sangriaeimer oder ähnlichen Veranstaltungen teilnehmen, während die philippinischen oder moldawischen Backschafter, Zimmermädchen oder Relingabwischer in unmittelbarer Nähe des Schiffes auf dem Beton des Hafengeländes rumgeikeln, sich wechselseitig fotografieren oder Pollerhüpfen spielen. Selber denkt man, den berühmten langen Mann machend, über Muschelallergien nach, unterhält sich mit der Harz verklebten Solitärpinie auf Miro's hinterem Hof über die Entstehung von Bernstein und lauscht gegen Mitternacht dem Geklapper der Plasteabsätze der heimkehrenden Ballermänner und Ballerfrauen auf dem Hafenbeton.

Der Bus

11.05.06

Während das Leben an Bord wegen der enormen Größe des Schiffes nur Ausschnittsweise wahrgenommen wird und ein Hauch von Intimität nur am allabendlichen Esstisch durch den Saal des Restaurants weht, tritt geballte Urbanität im guten neuen Zubringerbus offen zu Tage. Zwar werden die zukünftigen Kreuzfahrer von Dirk dem Buslenker und seiner Crew mit einem herzerweichendem „Hallo, meine Lieben“ tituliert. Aber was dann über viele Stunden folgt ist der blanke Horror. Während sich der Bus von Niederbayern aus bis in die höchsten Alpengipfel quält, ist der verdammt gutgelaunte Dirk dabei, seinen finsternen sächsischen

Musikgeschmack durch die Lautsprecherdüsen, die am Deckenbalken des Mercedes befestigt sind, über die Köpfe der Italienreisenden auszuschütten. Nach einer ausgeklügelten Strategie mit ganz leiser, englisch singender Frauenstimme beginnend. Dann folgt zweimal Engelbert und hinter Innsbruck, wo es auf den höchsten Punkt der Fahrt zugeht, im Angesicht der schönen eis- und schneegekühlten Berge, hat Matthias Reim seinen großen Auftritt und schmettert, während man selbst durch Schluckbewegungen Druckausgleich betreibt, sein „Verdammt ich lieb Dich“ durch den Bus. Das nimmt alles kein Ende und bekanntermaßen ist es schwer, im Gegensatz zu den Augen, die Ohren zu verschließen. Die Situation droht allerdings vollständig außer Kontrolle zu geraten, als in der Nähe von Bozen der König von Mallorca, Jürgen Drews, eine zusammengestoppelte, beschleunigt aufgenommene Variante seiner Megahits - sicher gibt es einen Fachausdruck dafür - herunterhechelt. Ich sage nur: „Ein Bett im Kornfeld“ zum besseren Verständnis. Da krümmen sich die draußen am Fenster vorüber ziehenden Rebstöcke im Trentiner Land und die Brenta Gruppe auf der rechten Seite der Straße findet das auch gar nicht lustig. Aber immerhin fiel schon mal der Ausdruck Mallorca. Bei aller seelischen Qual - man kommt, wenn man das Fahrzeuglenken echten Profis überlässt, wesentlich entspannter ans Ziel. Besonders, wenn es wie bei der Rückfahrt, mit Tangierung von Peter und Heidi ihrer Heimat, in einem Ritt durchgeht. Dieses Mal mit Ingo als 1. Steuermann, Mandy als Stewardess und Willi als Co-Pilot, der das gewerkschaftlich verbrieftes Recht hat, in seiner Freizeit, während Ingo steuert, in einer sarkophagähnlichen Zelle neben dem Notklo zu verschwinden und für vier Stunden einen auf Tut-Anch-Amun zu machen. Nun noch einige Bemerkungen zum Busschlaf: Eine Seefahrt ist nicht nur lustig, sondern auch anstrengend, unter anderem auch wegen der Umstellung des Körpers vom weichen Wasserbett des Mittelmeeres auf die härtere Gangart zu Lande. Und so fangen die ersten Passagiere schon an in der Abenddämmerung in Höhe des Altmühltals, an ihren verstellbaren Sitzen zu schrauben und die Busgeübteren, die aufblasbare Halskrause zu montieren. Die Durchhalter bestellen nach diesen Tagen der Zwangsernährung an Bord eine klassische Bockwurst bei Mandy und schauen auf die in den niederbayerischen Dörfern aufsteigenden Rauchsäulen. Morgen ist 1. Mai mit vorausgehender Walpurgisnacht. Nach dem routinemäßigen Fahrerwechsel gegen 22 Uhr - jetzt darf Ingo für vier Stunden den langen Mann machen – versinkt, bis auf ganz wenige Bier trinkende Ausnahmen, der Businhalt in einen kollektiven Schlaf. Da die Personenzahl durch in der Nähe der Münchener Fußballarena aussteigende Bayern um ein Drittel reduziert wurde, konnte sich jeder Passagier platzmäßig verbessern und im trüben Dämmerlicht der Notbeleuchtung seine Urschlafstellung ermitteln. Ganz so einfach wie im heimischen IKEA-Bett ist es dann doch nicht. Da winden sich manche und strampeln wie Föten im Mutterleib oder hängen erschossen im Anschnallgurt, während ein Magdeburger nur in der Stierstellung, indem er den Kopf gegen den Vordersitz presst, Ruhe findet. Die Osterhasenstellung, die in jedem normalen Bett möglich ist, kann im Bussitz leider nicht verwirklicht werden, obwohl es immer wieder versucht wird. Gegen Mitternacht bekommt der Opa vorne links von Oma noch eine Behandlung seines fest eingeschlafenen Beines und dann ist Ruhe im Bus. Aber immerhin hat keiner geschnarcht. Wir kommen nun mal nicht von einem Auswandererschiff der Hapag-Lloyd von anno Knips mit in Amerika Arbeit suchenden Deutschen aus dem Landkreis Ludwigslust, sondern von einem Schiff mit einer Fülle von gescheiterten Existenzen. Die Reise war ja auch teuer genug!

Die Katzen von Karthago

17.05.06

Da der liebe Gott in der die atmosphärische Heizung mittels eines Tiefdruckgebietes und damit verbundenem kräftigen Regenguss von vormals 36° auf schlappe 21° heruntergedreht hat, empfängt uns der Hafen von Tunis am Morgen kühl und nüchtern wie Rostock am Baltischen Meer. Per Bus, ohne erfüllte Abgasnorm, dieselt und rußt man auf kurzem Wege zu den steinernen Resten Karthagos. Malerisch gesehen ist der Himmel über diesem Ort nicht so grünstichig wie in Mecklenburg oder der angrenzenden Uckermark, sondern vornehm graumeliert und um einige Fuß höher als zu Hause. Den historisch hochwichtigen Bauschutt aus ruhmreichen Tagen kennt man ja von anderen Orten des Mittelmeerraumes. Es leben die liegenden Säulen von Karthago! Sie leben hoch! Den heutigen Tunesier lernt man auf diese Tour allerdings nur als Andenkenhändler an den Bushaltestellen kennen. Dort kommt es schon mal vor,

dass sich ein etwas schwerfälliger anhaltiner Sachse durch Händlergeschick plötzlich in einer weihnachtsmannähnlichen Kluft wiederfindet. Da muss man sich erst einmal raushandeln. Die Tierwelt tritt an der Grenze des großen afrikanischen Kontinents nur sehr verhalten in Erscheinung. Kein Löwe, kein Kamel, auch wenn bei guter Sicht ganz in der Ferne das Atlasgebirge grüßt. Es sind nur die Katzen von Karthago, die mit traurigen Augen und struppigem Fell auf Bakschisch aus der Hand von Touristen warten.

Der Abgang

22.05.06

Lass mich an Land! Während das große Gepäck schon seit 2 Uhr nachts in den wohlorganisierten Mechanismen der Abteilung Bagage verschwunden ist, kommt es jetzt in Kürze, beim Ausschiffen, zur Wiedererlangung meines Opinelmessers. Dieses gute Stück hatte, im schwarzen Nylonbeutel des Handgepäcks verstaut, bei der Einlasskontrolle ein Echo auf dem Röntgenschirm der Sicherheitsleute hinterlassen und wurde aus antiterroristischen Gründen für die Dauer der Reise einbehalten. Beim Gang durch die Personenabteilung der Sicherheitskontrolle hatte mein Herzschrittmarker, genau wie die Haarspange am Dutt der jungen Frau aus dem Vogtland, ebenfalls einen Alarmton erzeugt. Dieses Minikraftwerk konnte allerdings aus medizinischen Gründen weiterhin im Mann verbleiben. Und da ist es auch schon! Artig beschriftet liegt es neben dem Mann mit dem Bordkartenskener in Gesellschaft von gleichartigen Geräten aus aller Herren Länder: vom Schweizer Multifunktionsmesser, über einen andalusischen Obstschäler, einem österreichischen Zigarrenschneider bis hin zum polnischen Pockenritzer – in einem aus dem Küchenbereich des Schiffes stammenden Besteckkasten. Der auffälligste und waffenähnlichste Gegenstand in diesem Behältnis war allerdings ein dolchartiges Gerät mit einer ca. 15cm langen Klinge, mit dem ein böser Mensch, unter günstigen Umständen, von Kapitän Luigi eine Kursänderung des Schiffes, vielleicht gegen den geplanten Uhrzeigersinn der Rundreise, hätte erzwingen können. Sicher war dieser Dolch nur ein Souvenir aus Karthago und sollte zu Hause in Weinböhla für viele Jahre über dem Kamin eines Einfamilienhauses friedlich an der Wand hängen und als Gedächtnisstütze für den Besitzer erhalten. Als alter Souvenirjäger hat man sich bei dieser Reise sehr zurückgehalten und außer einer Gefäßscherbe aus Karthago, einem jungen Pinienzapfen von Miro Anwesen, und etwa 150 Gramm Vulkangestein nichts weiter in die Heimat überführt. Da haben andere viel doller zugeschlagen. So hat zum Beispiel der Hansi zu Hause von einem Ehepaar ein neues tunesisches Heim bekommen oder ein junger Mann hat eine Trommel mit tönernem Leib gekauft, die allerdings entweder durch Wellengang oder Benutzung im alkoholisierten Zustand in einer 4-Mann-Innenkabine bereits starke Beschädigungen am Schaft aufweist. Außerdem werden immer wieder Kaventsmänner von Wasserpfeifen erworben. Aber das ist eben nur die Spitze des Eisberges und die vielen kleinen Dinge bis hin zum teuren Schmuckstück aus der Duty-Free-Abteilung des Schiffes, sind längst von Bord und warten im Hauptgepäck verstaut, in einer Ecke der genuesischen Transithalle, auf ihre Verladung in den Frachtraum des Busses.

Es ist Frühsommer 2006. Pfingsten naht und erzeugt aus irgendwelchen astronomischen Gründen, die ihre Tiefenwirkung bis in die Büroräume von Institutionen haben, mehrere so genannte Brückentage, also gute Zeiten für einen Kurzurlaub im Land der blühenden Rapse, der roten und weißen Dorne, sowie der närrischen Vogelwelt. Giersch, der ewige Feind des Kleingärtners, außerdem die ungeliebte Ackerwinde, sowie viele namenlose Kräuter und Unkräuter wollen von Menschenhand, die ansonsten Kugelschreiber oder Filterzigaretten umschließt, berührt werden. Allerdings kann man nicht unendlich lange Sense oder Hacke schwingen, sonst landet man in Kürze wieder im Behandlungszimmer eines Berliner Orthopäden und der Lavendel- oder Majorangeruch wird durch eine kräftige Prise Voltaren verscheucht. So muss ab und zu ein Ruhetag eingelegt werden, der durch kräftige Regenschauer eine besondere Gewichtung erfährt. Also wird die Kleiderordnung Typ „Gartenschlampe“ durch „Sportlich-Legère“ ersetzt, der Omega gesattelt und auf geht es in Richtung See, nach Usedom. Wenn die Mitte der Insel erreicht ist, gibt es die berühmten zwei Möglichkeiten, sich zu entfalten. Entweder nach Süden in den kaiserlichen Teil, oder nordwärts mit einem letztendlichen Ausflug in die deutsche Militärgeschichte. Nach der kaiser- oder königlichen Breite des Badestrandes in Bansin wird dieser nach längerer Wanderung erst wesentlich unadliger, bis dieses Areal für Menschen nach einem Zwischenstück für Menschen und Hunde, in einen binsenbewachsenen Teil am nördlichen Ende der Insel übergeht, mit riesigen Wolkenbergen über der pommerschen Bucht und wo Rügen und Ruden grüßen.

Es lebe dieser wunderbare Seeschnittlauch am Rande der Baltischen See mit seinen guten Basteleigenschaften für kleinere Kinder, den Heyerdahls von morgen und erst recht lebe die Nummer mit den Weisheiten, die mit diesem zwar nicht essbaren, aber gut knot- und formbaren Gewächs in Verbindung gebracht werden.

Irgendwie landet man zu guter Letzt auf dem Flugplatz der Insel, wo nach vielen Jahren des Düsenlärms nur ab und zu eine kleine Cessna zu einem Rundflug abhebt. Gemanagt wird dieses Kleinstunternehmen von einer Towerfrau in einem spargelhüttenartigen Gebäude, wo sie kleinohrig und lilienfingrig Sprechfunkgerät und Laptop bedient und so die Verbindung zur fliegenden Hauptperson aufrechterhält, sowie ab und zu den Flugauftrag eines neugierigen Sachsen, der es wagt seinen Nüschel durch die auf Halbmast gestellte Scheibe der Behausung zu stecken, an Land zieht.

Ansonsten lagert ein Haufen DDR-Militärschrott auf dem Gelände, mit aufgebockten MiG- und Mistbomben und irgendwie riecht es nach MTS in dieser feuchten Seeluft, wo hinter einem Zaun Kartbahngeknatter zu hören ist und halbwüchsige Insulaner durch die Reifenstapel pesen. Zum Abschied schaut man der guten alten MiG-17 in die Düse, denkt an Kittifix und Duosan Rapid mit seinen bewusstseinsweiternden Inhaltsstoffen, an die langen Bastelnächte der Kindheit – bis eben jene Mini-MiG fertig geleimt war und an die Zimmerdecke gezwirnt, den Luftraum über meinem Bett sicherte.

Da ich den Weg auf diesen Höhen noch nie gegangen bin und Familienangelegenheiten ernsterer Natur die allgemeine Richtung vorgeben, geht es eines schönen Sommermorgens aus dem wässrigen Kopf in die grüne Lunge Deutschlands. Am Heimatort regieren im Moment sowieso Poldi, Schweini und Waldi. Kenner der Szene merken – es riecht nach Leder, so dass dieser Entschluss nicht schwer fällt. Nach dem Verlassen der grosspurigen A9 und dem Einschwenken auf die Land- und Waldstrassen Mittelthüringens scheint es, als hätten die Bewohner dieser Landschaft, 16 Jahre nach der glorreichen Vereinigung Deutschlands, die Bedeutung von gutem Straßenzustand und funktionierendem Wasserab- und Zufluss entdeckt. Keine Stadt oder kein Dorf ist ohne eine baubedingte, verkehrsbremsende Ampelanlage. In den Jahren zuvor wurde das ganze Geld offenbar in die vielen Vorzeigeschlösser unterschiedlichster Kaliber gesteckt. Das ist ein Fall für MDR-Moderator Escher! Nach diesen Widrigkeiten der Ebene geht es nun in die Höhe. Dort blüht, riecht und stäubt alles was Wurzeln hat. Besonders der in dieser Gegend massenhaft verbreitete Vogelbeerbaum tut sich sehr hervor. In den von Wasserläufen durchzogenen Schluchten ist es dafür ganz schön tannig und ein Dorf ist immer schiefer als das das andere. Endlich wird nun auch der Geburtsort von Onkel Ottos porzellanenem, als Waldeule getarnten Rauchverzehrer oder den beiden wilden milchkaffeabraunen Pferden auf dem Wohnzimmereschränk meiner Eltern bekannt. Er liegt an der so genannten Porzellanstrasse, in der Nähe der Kreuzung mit dem Oliantenweg - unweit des Dichterpfades. Andererseits geht mir im Nachhinein das Piktogramm mit der Kamillenblüte nicht mehr aus dem Sinn – aber das war wohl voriges Jahr in Dänemark. In dieser gern besuchten Gegend muss alles besonders gut beschriftet oder bezeichnet werden, damit der gemeine Bundesbürger, der sich ewig schlecht informiert fühlt, die nächste Station im Netzwerk des Gaststättenwesens erreicht, wo Mountainbike oder Walking-Stock an den Vorgartenzaun gelehnt oder das Auto abgestellt werden können.

Schade, den legendären Thüringer Kloß gibt es nur sonntags, während das nordische Elchkoletett täglich zu haben ist. Doch kein noch so paradiesischer Ort, mit ewigem Sonnenuntergang und so, ist ohne Einschränkung. Während im Winter – an diesem schneesicheren Ort – vermutlich ab und zu jemand den Abhang am Wirtshaus hinunter brettert, ist es jetzt, zur besten Mittsommernachtszeit, der junge Motorradfreund des Dorfes der seiner Suzuki an eben erwähnter Stelle Beine macht. Das lärmt!

Auf der Rückfahrt geht es vorbei an rekultivierten Weinbergen mit ihren frisch aufgeschichteten steinernen Begrenzungen, einer gut bestückten Bambifarm sowie einem am Stadtrand von Jena stattfindenden Damenfußballturnier. Hier wirken die robusteren, hoch aufgeschossenen Töchter des Saaletals, die es auf Grund ihres Körperbaues und ihrer praktischen Intelligenz sicher nie unter die ersten Zehn beim Kampf um die Krone der Weinkönigin schaffen würden. Und weiter geht es mit uns bergab in die norddeutsche Tiefebene, über den Fläming und durch die warmen Kiefernwälder Brandenburgs an den Strand der Spree.

Im Stadtbild ist es wie zu DDR-Zeiten. Überall, wo ein Genosse Fußballverehrer wohnt, hängt eine schwarz-rot-goldene Fahne vom Balkon oder vom Fensterrahmen herunter. Ansonsten ist seit Tagen schwül-warme Gewitterluft vorherrschend und alle angekündigten Wetterschwünge mit Sturm und Starkregen sind in den Weiten des Brandenburger Umlandes verhungert oder haben wieder einmal nicht den Sprung über die Elbe geschafft. In den Fernsehprogrammen setzt die saisonübliche Wiederholungswelle ein. Man setzt auf Konservennahrung für den Zuschauer, anstatt auf eine ausgewogene geistige Ernährung desselben mit ausreichend frischen Produkten zu achten. Da die meisten Leute sowieso auf den Fußball fixiert sind und tapfer ihre Bierfahne schwenken oder sich in den Urlaub verduftet haben, ist alles halb so schlimm. Der Hochsommer ist eingeläutet. Die Lindenbäume blühen und schwitzen ihren klebrigen Saft auf Autodächer oder auf die Uniformen objektsichernder Polizisten.

Einige Bäckereifirmen stellen aus gegebenem Anlass Brote her, die platt gedrückten Fußballen ähnlich sehen – natürlich ohne Ventil. Beim Kleinstadt EDEKA wird der Werbeball flach gehalten. Dort verbindet man im Eingangsbereich des Ladens Sport, Nahrungsmittelkunde, Ökonomie und Erdkunde miteinander, indem ein Nationalitätenbaum, auf dem alle an der Weltmeisterschaft beteiligten Länder mit Hinweisen auf ein im Markt zu erwerbendes Produkt vertreten sind, errichtet wurde. So gibt es zum Beispiel 5 Liter Wasserballone mit ganz stillem Wasser aus Italien, brombeerfarbige Marmelade aus Ecuador oder kroatische eingeweckte Wurst zu kaufen. Ja, ja, die Leute von EDEKA lieben eben Lebensmittel. Doch zurück zur hauptstädtischen Reinhardstraße und dem Billigbuchladen gegenüber von Guidos FDP-Hütte. In der Grabbelkiste mit schwer preisreduzierten Büchern liegen die Hunde von Riga ganz friedlich neben dem Wunder von Bern, während in einer Kiste mit äußerst reduzierter Ware, mit Gefälle von 17,80 Euro auf 4,70 Euro, der ehemalige Außenminister Fischer als Coververzierung rumlümmelt und sich nach dem langen Lauf zu sich selbst ausruht. Der hat es gut!

Raus

29.06.06

Neben den Schüssen im Fußballwesen gibt es auch richtige superscharfe mit Pulver und Blei, durch die der so genannte Problembär Bruno im bayrischen Gebirge erlegt wurde. Jenes aus Italien über Österreich eingedrungene Tier, das durch seine nächtlichen Raubzüge durch Hühner- und Karnickelställe, sowie durch Angriffe auf friedlich grasende Schafe in der Nähe des Kochelsees, für Aufregung bei unseren bayrischen Brüdern sorgte. Aber nun ist ja Ruhe im Busch und es geht wieder nur um Schüsse auf das gegnerische Tor. Es ist Ende Juni 2006. Während der Mieter über mir seine Enkelkinder auf „kleinen Muck“ trainiert, was durch die Länge des Wohnungsflures richtig gut rüber-, beziehungsweise runterkommt, gilt es die Notbremse zu ziehen und in den öffentlichen Raum zu entweichen. Hier hat sich in der letzten Nacht entscheidendes zugetragen. Unsere im vorigen Jahr neu gemachte Friedhofsaußenmauer ist trotz ihres historisch gerechten aber altmodischen Anstriches – in Teilen des ersten Feldes in Richtung Torstrasse – von Sprayerhand geschändet worden. Sie hatte sich tapfer 1,5 Jahre sauber gehalten. Es lag wohl an dem für jugendliche Tatkraft demoralisierenden verblasenen Rotton des Bauwerkes, der mit etwas Ferkelkackgrün abgesetzt war. Das ergab einfach keine richtigen Kontraste, wie etwa die kalten oder warmen Eierschalentöne von Mietshäusern oder eine frisch gestrahlte Sandsteinfassade eines Bundesministeriums. Rätselhaft! Die sind doch sonst nicht so wählerisch bei den Untergründen. Gerade die Anfänger.

Baden, baden

17.07.06

Wieder einmal eine tief schlafende Regentrupe mit dunkelrot eingefärbter Wetterkarte auf dem Fernsehschirm und örtlich begrenzten schweren Gewittern, in deren Verlauf die berühmten hühnereiergroßen Hagelkörner auf die Menschheit herabfallen. Im fernen nahen Osten werden die im Laufe der letzten Jahre angehäuften Waffenlager abgebaut. Ein wahrer Sommerschlussverkauf – alles muss raus, damit wieder neu geordert werden kann. Die heimische Tierwelt ist in Unruhe. Nach der Tragödie um Bruno dem Problembären, sind im Thüringer Wald – mit Videobeweis – zwei frei herumlaufende Löwen erschienen, während eine Internetstorchenfamilie aus Vetschau eines ihrer Kinder verstoßen hat. Aus Nahrungsmangel vermuten die Experten. Am grünen Strand der Tollense sind es die gemeinen Mücken, die Mensch und Grosstier in Schach halten und diese zu unablässigen Hand- oder Schwanzbewegungen veranlassen. Die hauptstädtische Spree ist soweit erlahmt, dass sie aus Mangel an Gefälle zum Stillstand kommt. Wat nu? Entweder zurück in den Spreewald, oder vorwärts in die Havel. Am besten mal die Libelle von der Wasserwaage fragen. Unser kurz vor der

Eröffnung stehendes koreanisches Spezialitätenrestaurant, im Erdgeschoss des Hauses, hat gestern Nachmittag, bei 37°C, probenhalber seine Fischbratpfanne angeschmissen. Das riecht für die Zukunft nach Problemen mit der Abluft, wenn das Quallensteak brutzelt. Auf jeden Fall werden sich die dicken schwarzen Brummer freuen und diese Freude, bei notwendigerweise geöffnetem Fenster, in unserer Küche kundtun. Da war es doch paradiesisch, im Frühjahr dieses Jahres, unter tiefer gelegtem Mittelmeermond, zur Zeit der Ginsterblüte am Fuße des Vesuvs. Hier und heute hilft nur die Flucht ins klimatisierte Auto, um nach einer halben Stunde Fahrt auf einer Süßkirschen-Selbstpflücke, in der Nähe von Altlandsberg, zu landen oder sich länger als üblich, in der Nähe der Tiefkühltruhe des Supermarktes aufzuhalten.

Liebe Lore!

August 06

Ich stemmte deine Vorderachse im Röhricht bei den Ringelnattern bis in Höhe der Brust. Binse und Knöterich sind Zeugen, auch Olga die Kuh und Hans das Pferd. Eigentlich sollte es ein erfrischendes Fußbad in der Ostsee werden, aber aufländiger Nordost hatte in den letzten Tagen einen Seegrasteppich allererster Güte in Strandnähe ausgebreitet, der nun vor sich hin stank, als eine Art Wellenbremse funktionierte und die Leute am Baden hinderte. Also volle Kraft zurück ins Landesinnere zu den museal aufbereiteten Resten der Kreideindustrie. Während an anderer Stelle, in einiger Entfernung, auch heute noch kräftig gebaggert, geschlämmt und eingetütet wird, ist das Kreidemuseum ein beschaulicher Ort mit historischem Eisengerät, wie der bereits erwähnten Lore und bescheidenen Werkzeugen aller Art. Die Attraktion an diesem Minimuseum ist eigentlich der so genannte Beifang der Kreidegewinnung, eine Art Friedhof der im Boden eingelagerten Muscheltiere und im oberflächigen Abraum gefundenen Werkzeuge aus der menschliche Steinzeit. Nun einige Bemerkungen zum hier tätigen Personal. Die KassiererIn und VerwalterIn des Shops mit ihrer Steffi-Graf-Nase und der kreide-weißen, reinen Haut, sah aus wie Frau Zimprichs Enkelin, jene Frau, die 1990, vor 16 Jahren – geologisch gesehen absolute Kurzstrecke (da hat ein Seeigel gerade mal Jugendweihe oder ein Tintenfischpärchen Silberhochzeit) die Vermieterin unserer ersten Ferienwohnung auf Rügen war. In dieser Wohnung heizte die Chefin den Dauerbrandofen noch selber – so ungestüm, dass sich die Tapete von der Wand rollte. Das Nest hieß Worke, war unmittelbar neben Patzig gelegen und von diversen Hünengräbern umgeben. Ein ehemaliger Kleinbahnhof mit großer Vergangenheit. Die männliche Person im Museum sah eher aus wie Sassnitzer Urgestein, trug tapfer eine Kornfahne vor sich her und fiel durch landesuntypische Behändigkeit und höfliches Benehmen auf. Wenn nur diese Fahne und die glasigen Augen nicht gewesen wären. Aber immer nur Natur morte, Kieselsäure, Donnerkeile, Saßnitzer Blumentöpfe aus Feuerstein, versteinerte Seeigel, Saurierweisheitszähne, falsche Kreide und richtiger Gips. Das macht die härteste ABM- Kraft mürbe. Nun noch mal zurück zu Lore und damit in die Abteilung Kindheit und Jugend. Lore gab es in Tribbevitz nur noch in zerlegter Form – getrennt in Achsen, Wanne und Schienenstrang, wobei die Achsen für die bereits erwähnten Stemmübungen erhalten mussten, die umgekippte Wanne bei Sonnenschein die Kinderkörper erwärmte, während die zerstückelten Schienen für die Herstellung von Fenster- oder Türstürzen beim Bau von Garagen oder Hühnerställen verwendet wurden. Später, als ich erwachsen war, erfuhr ich: Lore war überall zu Hause. In der Zossener Tongrube südlich von Berlin, in vielen Ländern der Dritten Welt, bei dänischen Zuckerrübenbauern auf Seeland, unter Tage bei den schwarzen Männern von der Steinkohle als so genannter Hunt. Vielleicht tut sie sich in naher Zukunft mit der Kollegin Draisine zusammen und bevölkert gemeinsam mit ihr einen aus dem Fördertopf gefallen Landstrich, mit bemoosten abwegigen Schienen, im südlichen Mecklenburg. Also, Lore, oder wie sie sich unter Tage nennt: Dem Hunt gehört die Zukunft! Vorerst geht es aber per Auto nach Süden. Vorbei an der zunehmend von Pylonen und Betonsäulen verstellten Stadtsilhouette von Stralsund in Richtung des hinter einem Trettmühlenwald aufgehenden Vollmondes. Allerorten Mähdruschgeräusche und Kornstaubgerüche in der Luft.

Wieder einmal mischen sich die ganz großen und die kleinen Ereignisse kräftig miteinander. Während dem Himmelskörper Pluto auf einer wissenschaftlichen Tagung der Planetenstatus wegen Geringfügigkeit seiner Masse sowie allgemeiner Unwucht bei der Rotation aberkannt wurde, wird der Schriftsteller G. Grass gedrängt, seine Danziger Ehrenbürgerschaft wegen Mängeln in seiner Biographie zurückzugeben. Auf den grossen Werbetafeln an den beiden Straßenkreuzungen am Rande von Altentreptow wird mit phallischem Gemüse für die Kondombenutzung geworben. „Machs mit, zieh über!“, war neben einer Gummiverhüllten grünen Gurke gut zu lesen. Auf der Suche nach dem Postgebäude landet man in einer engen Seitengasse dieser Stadt und im unscheinbaren Haus, das diese Institution beherbergt. Es ist beileibe keine Prunkpost im von früher gewohnten Stil, sondern ein moderner in drei Sektoren gegliederter Kleinstbetrieb mit Kaffeeausschank. Draußen vor der Post verträdeln zwei vierzehnjährige Mädchen mit schwerverständlichem Dialekt, eine Art SMS-Platt, die letzten Ferientage, wobei die dunkelhaarige Stadtbohnenstange, mit einem riesengroßen dunkelblauen Knutschfleck am Hals, besonders auffällig war. Nach ihrem Gebaren zu urteilen wurde sie sicher im Alter von zehn Jahren, Pfingstsonnabend 2002, an einem Laternenfahl – vor eben jener Minipost – von einem Mopedfahrer aus dem Umland entjungfert. Ansonsten kommen die Weihnachtsgänse des Nachbarn wie alle Jahre aus dem Stimmbruch und rufen nun viel selbstbewusster nach der Bratpfanne. Vorbereitet durch umfangreiche Bewerbung im Stadt-raum beginnt gegen 20 Uhr auch endlich die „Karibische Nacht“ auf der stadt-eigenen Freilichtbühne in Altentreptow, mit ihrer vom Spätsommernebel über die Landschaft getragenen ungetragenen Musik. Das dröhnt! Bis irgendwann auffrischender Westwind große Teile des Musikprogramms mehr in Richtung Friedland abdrängt und Feuerstelle und Sternenhimmel mehr an Bedeutung gewinnen.

Sonntagvormittag

August 06

Während ich selbst zu der umwerfenden Erkenntnis gelange, dass sich mein Körpergewicht seit der Beschäftigung mit früheren grafischen und malerischen Arbeiten etwas reduziert hat, leben andere Menschen ihr erworbenes Volumen richtig aus, so dass die Leute auf dem Kutter „Uschi Freest“ wie eine Ansammlung von Beispielen für Elephantismus, Wassersucht, Blähbäuchen oder anderen Kuriositäten in menschlicher Form in Erscheinung treten – nicht zu vergessen der sagenhafte Schmerbauch und die uncharmante Bezeichnung Wuchtbrumme. Geeint durch den gemeinsamen Wunsch per Boot die Insel Ruden zu besuchen, konnte ich selber nur mein relativ bescheidenes Bierbäuchlein zu dieser hochgewichtigen Gesellschaft beitragen.

„Hör auf so rumzubölken!“, sprach der dicke Übervater aus Lubmin zu seinem Sohn und setzte sich auf meinen heiligen Schwarzbeutel. Sorry, das kommt vom vielen Bier. Aber der Fischkutter hat selber genug Masse um einen eventuellen Standortwechsel der Passagiere von Backbord nach Steuerbord oder umgekehrt zu verkraften und dann ist da ja noch Käpt`n Koos, der das Steuerrad fest im Griff hat und der Wasserweg ist gut betonnt. Während an der rechten Seite der „Uschi“ Industriearchitektur von Peenemünde vorbeizieht, ahne ich links voraus die Insel Vilm, die letztes Jahr von einer eselsgrauen Ladung ehemaliger Abiturienten von Lauterbach aus umschiffte wurde. „40 Jahre Abitur“, hieß die Sendung. Ich glaube das wurde an anderer Stelle bereits erwähnt. Jetzt sind es nun schon 41 Jahre her, dass ich als Roter Erik von Südschweden, wie ich am ersten Studienort – Dresden – dann wegen meiner staatstreuen Reden und einer gewissen Wasserblauäugigkeit von Apothekersöhnen, Ingenieurstöchtern und anderen Sprösslingen der Kategorie „Technische Intelligenz“ genannt wurde, zur Eroberung des Festlandes und seiner Städte ansetzte. Das ist lange her und das weiß auch die schlechtgelaunte Lachmöwe über uns. Aber schon naht eine der kleinsten Inseln Deutschlands mit einer Steinaufschüttung am südlichen Ende, wo Fisher Man's Feind, der Kormoran, eine Art Vollversammlung aller Vögel dieser Gattung in der Pommerschen

Bucht abhält. Bei diesem Anblick ballt sich die Hand in der Hosentasche von Käpt' n Koos zur Faust. Die Insel selbst ist ideal für Wanderfaule und Fußkranke ausgelegt und im Nu umrundet. In dem ehemaligen Lotsenturm erfährt man alles über die Besiedlungsgeschichte dieses Eilandes – es gab sogar mal eine Rudengrundschule – Kuriositäten über einzelne Bewohner und dass zu DDR Zeiten hier eine Kompanie Seemollys stationiert war. Um ja keine sonntagvormittägliche Stimmung aufkommen zu lassen, spielen natürlich einige halb-wüchsige Knaben fortwährend am in der 3. Etage des Lotsenturmes ausgestellten voll funktionstüchtigen Nebelhorn, so dass die Scheiben wackeln. Die in der Nähe versammelten Kormorane stören diese Geräuschattacken herzlich wenig. Sie sind als die so genannten schwarzen Schafe unter den Vögeln Verleumdungen und Belästigungen aller Art gewöhnt. Selber wird man an windstille Novembernebeltage in der Kindheit erinnert, wenn meinetwegen aus Richtung Arkona eben jenes Nebelhorn seine Warnungen in alle Himmelsrichtungen verlauten ließ. Nur hieß es damals unter uns Kindern: Die Seekuh brüllt!

Chaussee aktuell

11.10.06

In der Chausseestrasse ist wieder Aufruhr in der Ladenzone. Nach dem allgemeinen Aufschwung des Frisörhandwerks – mit zwei Haarschneidestationen nebeneinander – hat die eine Truppe aufgegeben, ist praktisch ausgeschert, obwohl zur gleichen Zeit, etwa 200 Meter weiter, in Richtung Invalidenstrasse, eine neue Ladengründung dieser archaischen Zunft angekündigt ist, in jenen Räumlichkeiten, wo im letzten halben Jahr eine Absatzbar Schuhreparaturen angeboten hatte. Im eigenen Haus hat sich zur ebenen Erde unter der Firmenbezeichnung „Sultan Salman“ eine türkische Wasserpfeifenverkaufsstelle angesiedelt und verhilft dem im ersten Stock wohnenden Neumieter zu etwas mehr Fußwärme im kommenden Winter. Ansonsten hat in diesem Bereich eine Art totale Abrüstung stattgefunden in deren Verlauf die noch aus alten Sparkassenzeiten vorhandenen kleinen eisenvergitterten Fenster durch moderne, große Panoramascheiben ersetzt wurden, durch die man schon von Weitem in die Wunderwelt von Sultans Wasserpfeifenparadies hineinschauen kann, obwohl die frühe Sparkassenansiedlung an dieser Stelle mit nachfolgendem Spar-Laden, langem Leerstand, der Kunstgalerie Pussy und darauf folgendem weiteren Leerstand für mich aus Bequemlichkeitsgründen die beste Lösung war. So muss ich leider in Geldangelegenheiten seit einiger Zeit bis hinter den Bahnhof Friedrichstrasse wandern, wo die Grosstadt beginnt, die Luft eisen-, glas- und betonhaltig ist und Elektrosmog vom Feinsten herrscht. Als Besonderheit im nahen Stadtraum ist dieses Jahr eine Zunahme von Eigen-initiative auf Einmannbasis festzustellen. Kleinunternehmer, wie der Portugiese mit seinem Kellerlokal in der Tieckstrasse haben den steinumfriedeten Zierbirnenbaum vor der Ladentür, der die Parkflächen aufgliedert und alljährlich im September wochenlang Birnenmus produziert, als Kleinstgarten entdeckt, die 3,5 m² geschundene Erde mit Lavendel bepflanzt, einen kleinwüchsigen Palisadenzaun darum errichtet und mit dem schriftlichen Hinweis, dass dies hier keine Hundetoilette ist, die Herrchen oder Frauchen von Bello und Schnuffi in die Schranken verwiesen. Unser seit einigen Monaten existierendes koreanisches Spezialitätenrestaurant gibt es immer noch, was sich für uns Altmieter durch differenzierte Küchengerüche im Treppenhaus und einem erhöhten Fliegenaufkommen auf dem Hof und in der Wohnung bemerkbar machte und seinen Ursprung in dem Verbringen von Essensresten in die Hausmülltonne hatte. Begünstigt wird diese Schweinerei durch eine für die Jahreszeit untypische Warmluftblase über Mitteleuropa, die laut Wetterbericht noch einige Zeit durchhält.

Nun kann man ja nicht immer so einfach ausbüxen, wie beim Urlaub total im Hochsommer auf dem Dorf, wo man sich nach einer geruhsamen Nacht und vorherigem lagerfeuerigen Abend entschließt, das nordwestliche Ende der A20 per Auto zu erkunden. Da man nicht zu den eigentumbehafteten Anliegern dieser Piste gehört und somit unter Brüllbeton (wahrscheinlich Marke Besenstrich-Quer) leidet, oder gar eine Zerstückelung seiner Ackerflächen ertragen musste, sondern einfach Richtung Fehmarn will, gibt es nur Gutes von dieser Straße zu berichten. Am Reisetag ist Schauerwetter mit gewittrigen Einlagen und der dafür typischen hoch aufgetürmten Bewölkung. Weil die Streckenführung auf Abstand zu den Städten gegangen ist, kann die Stadtsilhouette von Rostock, jener Stadt, die mich vor langer Zeit auch einmal als Einwohner beherbergte, aus einer vornehmen Distanz betrachtet werden: St. Petri, St. Marien, St. Nikolai und St. Jacobi, der Wasserturm am Bahnhof und die allgegenwärtige Dampffahne eines modernen Kühlturms – alle Bauwerke natürlich von quirligen Windmühlen in die Zange genommen. Bei der Querung des Warnowtales landet man unwillkürlich bei anno 1966/67, als ich am Stadtrand von Rostock, beim Sportclub ASK, Eisengewichte zur Strecke brachte, richtig duschen lernte und die berühmten wabbligen Reclambücher las – alles in Vorbereitung auf eine Karriere als Ruderer. Das ist lange her. Weiter A20. In der Gegen von Wismar scheint eine andere Klimazone zu beginnen, mit einhergehender Wasser- oder Landschaftsscheide. Irgendwie funkt schon die noch weit entfernte Nordsee dazwischen oder das kommt von Belte und Sund. Wahrscheinlich sind alle daran beteiligt. Vor Lübeck wird man bei der Überquerung einer bekannten Flussniederung auf 100km/h abgebremst und schon naht das süße Ende der Autobahn – in der Nähe einer modernen in aluminiumblechgehüllten Marzipanfabrik. Nach den üblichen kurvenreichen und sinnverwirrenden Hinleitungen ist die berühmte E47 erreicht, jene geschundene Straße in Richtung Fähranleger Puttgarden und von dort übers Wasserbett in den ganzen Norden Europas. Das zieht sich, bis endlich Wasser in Sicht ist. Während der holsteinische, feste Teil an der E47 ziemlich hügelig und walddreich gestaltet ist und bei dem norddeutschen Hang zu übertreiben, den Namen Schweiz sogar irgendwie verdient hat, ist das Zielgebiet die Insel Fehmarn, vom lieben Gott ziemlich flach gehalten worden.

Bekanntermaßen gibt es an der Ostsee kaum spürbare Gezeiten. Der Tidenhub ist minimal und der Mond wirkt nur aufs Gemüt. Sehr ausgeprägt ist allerdings das Preisgefälle für einschlägige Flüssigkeiten. Klartext: Der Alkohol ist in Dänemark wesentlich teurer. Eine exterritoriale schwimmende Alkoholverkaufsstelle größeren Ausmaßes, eine Art Schnapsschiff muss her. Die stündlich bediente Fährverbindung existiert bereits und alle durstigen Dänen oder Zwischenhändler für den hohen Norden importieren in einem ewigen Holüber Bommelunder, Aquavit, Büchsenbier, russischen Wodka Marke Gorbatschow und Jelzin (Putin kommt erst noch), Rotwein, Weißwein, Rosawein, Eierliköre mit oder ohne Hahnentritt, Magenbitter von 30 bis 44%, Primasprit – halbe Liter, ganze Liter. Obstbrände: Williams Birne, oder den billigeren Dr. Specht. Grappas, von der Aldikeule zu vierneunundneunzig, bis zur Marke Tintoretto für 49,99. Dann die Armada der Weinbrände: Jacobi, Mariacron, Hennessy, Asbach, Napoleon für die einfacheren Gemüter, oder jede Menge Whisky für Leute, die sich ihre Getränke besser einteilen können. Das war die Latte der meistgekauften harten Sachen. Oben auf die stattlichen Einkaufswagen kommen dann noch Berge von dem ebenfalls ungesunden Knabberzeug, bei dessen genauer Bezeichnung ich mich allerdings nicht so gut auskenne. Bei diesem betriebenen Aufwand sieht es hier in Zukunft auf Fehmarn verdammt nach einer festen Brücke aus, oder Nordeuropa gleicht seine Schnapspreise mitteleuropäischen Standards an. Aber bei den langen dunklen Winternächten, den trolligen Landschaften und seinen trunksüchtigen Bewohnern wäre das wohl zu überlegen, denn diese Dämonisierung des Alkohols durch Überteuering hat aus staatlicher Sicht wohl seinen Grund.

Wie immer steht bei solchen kurz entschlossenen Reisen die Kunst hinten an. Man fällt auf die überquellende Natur herein und denkt erst bei der Heimfahrt, dass in grauer Vorzeit auf dieser flachen Insel E. L. Kirchner viele Strandbilder malte, oder M. Pechstein sogar ein Haus bewohnte. Aber da kann man ja zu Hause nachlesen, oder sich dicke Bilderbücher anschauen.

Nichts bewegt sich, wenn es im Astrogefüge klemmt, die Sterne also ungünstig stehen. Die banalste Behördenmitteilung hat immense Verspätung oder fällt beim Konkurrenzkampf der gelben mit der blauen Post gänzlich durch den Rost und bleibt somit unauffindbar. Astrologisch gesehen müssten Merkur und Mars in einer höchstbedenklichen Position zur Erde stehen – und erst Saturn dieser Lümmel! Aber wenn sich schon nichts vorwärts bewegt, so richtig rückwärts geht es Gott sei Dank auch nicht. So folgt ein Pathtag auf den anderen, mit frühem Dunkelwerden und strahlendgelbem Zierbirnenlaub in der Tieckstraße - temperaturmäßig eine Art zweiter Frühling - oder besser gesagt ein Spätling für blühwillige Pflanzen, wie Forsythien, Gänseblümchen oder sogar Veilchen in einem märkischen Vorgarten. Doch es blüht nicht nur zum zweiten Mal in Deutschland. Auch in der Tierwelt ist Bewegung. So soll laut Fernsehnachrichten der kleine norddeutsche Landwirtschaftsminister auf dem Nachhauseweg von einer Abendveranstaltung – in der griesen Gegend bei Ludwigslust – den Weg eines Wolfes gekreuzt haben. Auch wenn er von einer Rotweinprobe oder einem Bockbieranstich kam. Es wird schon stimmen. Selbst mir sind beim letzten Dorfaufenthalt die Bremer Stadtmusikanten begegnet, allerdings nicht kollektiv sondern einzeln, an verschiedenen Standorten. Doch wem es im Außenraum von Berlin und Umgebung zu natürlich ist, der kann den neuen Hauptbahnhof bewundern oder sich mit Gleichgesinnten zu Besuch des neu eröffneten Bode-Museums verabreden. Treffpunkt: Am Eingang in der Rotunde, unterm Schwanz des Pferdes des grossen Kurfürsten. Das ist der rückwärtsgewandte zweite Vorschlag. Im ersten Fall, beim Aufsuchen des Hauptbahnhofes, geht es schon moderner zur Sache. Mit einer üblichen Rolltreppengesäßparade wird Stock- um Stockwerk erobert. Man hat vom dort verkehrenden Menschenschlag den Eindruck, dass die Leute wirklich verreisen wollen und nicht nur Wärme suchen, oder dem Ruf der Leber folgend, auf die Dursttaste drücken. Unbedingt erwähnenswert ist, dass beim Einkauf in der H&M Station oder in Kaisers bunter Ecke die Gefahr besteht, dass einem ein Rucksackträger sein Gerät an die Backe klatscht oder mit diesem schwer zu händelnden rückwärtigen Aufsatz für Unordnung im Weinregal sorgt. Ansonsten habe ich den Eindruck, dass das Ganze Gebäude verkehrt herum steht, also der Haupteingang eigentlich hinten ist. Aber das muss erst noch bewiesen werden.

Es ist Ende September. Der Spritpreis ist wieder einmal unter 1,20 abgesackt. In der Wohnküche piesacken die im Frühjahr prognostizierten Killerfliegen, die ihren Ursprung im Abfallbehälter des neu eröffneten koreanischen Restaurants haben, die Mieter. Also günstige Voraussetzungen um die Stadt für zwei Tage zu verlassen. Ziel sind die brüderliche Wohnung in Kamenz und die Lausitz im frühherbstlichen Licht. Natürlich werden zur Motivation und dem Aufbau einer positiven Grundstimmung im Auto hochwertige landschaftstypische Orte benannt, die dieses Mal unbedingt aufgesucht werden müssen. Heute ist es eine weit bekannte Baumoberschule in Grüngräbchen, die einen guten Rhododendron heranbilden soll. Durch schlechtes Kartenmaterial und altersbedingte Schusselichkeit wird der Ort zwar gefunden, aber die angeblich dort ansässige Pflanzenschule bleibt unentdeckt. Somit bleibt uns nichts weiter übrig, als das Rhododendronproblem bei einer Wanderung auf den mit dieser Pflanze reichlich garnierten Hutberg in Kamenz durch die Entwendung einiger neu wurzelnder Seitennäste zu lösen. Das ist bekanntlich verboten. Aber der Zweck, Norddeutschland zu verschönern, heiligt die Mittel. Um nach einem erlebnisreichen Sonnabend Nachmittag dem abendlichen Heimritt über die Autobahn zu entgehen, muss nun aber schleunigst ein Quartier für die Nacht gesucht werden. Es gibt zwar viele Hotels rund um Pulsnitz, aber wo hält man ohne Empfehlung an? Nach 1½-stündigem Kurven durch Wald, Kleinstadt und Flur wird schließlich auf dem Hof des „Fuchsbaus“ in Schmorkau halt gemacht. Hier soll es sein! Die von Familie Fuchs betriebene Einrichtung ist ein ländliches Gasthaus mit großem Saal und der Möglichkeit zu übernachten. Im Dorf selbst findet gerade beim Schein der Abendsonne im Gemeindehaus die Einführung einer neuen Pfarrerin statt – alles mit einer für andere Gegenden nicht vorstellbaren sächsischen Poesie, mit vielen Kindern und freundlich höflichen Erwachsenen. Im Tanzsaal des „Fuchsbaus“ steppt allerdings heute Abend der Bär. Es findet eine große Geburtstagsfeier statt, die man als außenstehender Hotelgast aus dem mit Jagdtrophäen, wie grimmiger Keilerschnauze und geplättetem Rotfuchspelz, sowie Posamenten verschiedener Art geschmückten Vorraum, durch die geöffnete große Saaltür mitverfolgen kann. Darauf einen Grappa!

Um das Erlebte abzurunden, geht es am darauf folgenden Vormittag in Richtung Spreewald. Unterwegs wird an einem nachgebildeten slawischen Rundbau in der Braunkohlensteppe um die Ortschaft Raddusch Halt gemacht, wo unter anderem eine Ausstellung über den Feuersteinabbau in Urpolen mit anschließender Weiterverarbeitung dieses Materials zu Werkzeugen gezeigt wird. Das traf sich gut. Im ganzen Spreewald ist natürlich Ende September Sauregurken-Zeit und halb West- oder Südberlin ist hier unterwegs, wenn die Kürbisse leuchten und der Dill gedroschen wird.

R- 21 und Meer

16.2.007

Nach einer selbst verhängten Kugelschreiberminensperre – immerhin liegt der letzte Text ¼ Jahr zurück - heißt es nun wieder, locker placiert hinter einem blühenden Osterglückenstrauch: Wort frei! Auch wenn man sich, wie jedes Jahr um diese Zeit, wie ein Weihnachtsbaum fühlt - abgelegt am Hundeklo vor einem Zierbirnenbaum in der Eichendorfstrasse in Berlin-Mitte. Hier hilft nur: Raus in die Natur, das altbewährte Rezept den angestauten Frust zu lösen und in diesem konkreten Fall, ihn in den Fluten der Ostsee zu verklappen. Auf nach Warnemünde, dem ehemaligen „Port Ulbricht“; mit Mutter Rostock im Rücken, am Mündungsdelta der Warnow gelegen, jenem Fluss, der nach ausgiebigen Recherchen in den 70iger Jahren meinerseits, nicht in den dunklen Wäldern der Mecklenburger Schweiz, sondern unter dem LPG Kuhstall eines Dorfes in der Nähe von Parchim entspringt. Welch eine Karriere!

Warnemünde 1966. Es leben die von betrunkenen Matrosen nach absolviertem Landgang vollgekotzten hölzernen Torpedokisten auf dem Militärgelände „Hohe Düne“, die Gaststätte „Schnatermann“ am östlichen Ufer des Breitlings, die seeseitig gefundenen Bernsteinsplitter,

die erste richtige Seekrankheit auf den leicht gekräuselten Frühlingswellen der Wismarer Bucht, sowie die ganzen vielen Alltage als dunkelblauer, blondhaariger Obermatrose bei der Volksmarine der DDR. Da ich als abgebrochener Student gerechterweise für das ganze halbe Jahr meiner seemännischen Laufbahn auf einem Rettungsschiff, der R-21, einem ehemaligen flotten Minenleger aus der Kriegszeit untergebracht war, bei dem man das einzige Geschütz durch eine äußerst pazifistisch anmutende Feuerwehrspritze ersetzt hatte, die nun ca. 100m weit Seewasser verteilen konnte, anstatt mit Pulver und Blei über größere Entfernungen an kriegerischen Handlungen teilzunehmen, war mein Beitrag zur Stärkung der allgemeinen Kampfkraft nicht gerade sehr groß. Immerhin durfte ich beim Hantieren mit dem Anker auf See vorne im Kettenkasten des Schiffes sitzen und das richtige Verhalten der Ankerkette beim Fallenlassen oder Einholen dieses sagenhaften Gerätes überwachen. Außerdem hatte ich die Schlüsselgewalt über das Farbendepot des Schiffes, was bei den häufig stattfindenden Streichkonzerten an der Außenhaut von R-21 ein wichtiges Amt war.

Natürlich war man neidisch auf die richtigen Matrosen von den Kampfschiffen, wie die Leute auf den leistungsstarken, brummigen U-Jägern oder auf die Kavalleristen zur See mit ihren Torpedoschnellbooten, wobei die Führer der besonders schnellen 2-Mann-Flitzer ihren Ritt über die Ostseewellen, nach längerer Dienstzeit, angeblich mit Zeugungsunfähigkeit bezahlt haben sollen. Bei den mörderischen Vibrationen auf diesen Seekampfgeräten, bei Volldampf voraus und rauer See, ist das durchaus kein Seemannsgarn. Nun war mein Job auf dem Schiff mit der friedensstiftenden Wasserspritze auf der Back nicht das einzige Kuriosum bei den blauen Jungs in Warnemünde, Hohe Düne. Wie sich anlässlich eines Tanzabends im mittelmecklenburgischen Domsühl herausstellte, war ein etwa gleichaltriger blauer Junge Hundeführer bei eben diesem Verein, keine Seehunde, sondern ganz stinknormale festländische Vierbeiner betreuend.

Es gibt heutzutage zwei Möglichkeiten Warnemünde zu erreichen. Entweder man fährt mit dem Auto links an Rostock vorbei oder man schmeißt 2 Euro in den Mautbecher, eine Art hochgestellte plastene Hundetüte und unterquert die Warnow im Stadtgebiet. Sonnabendnachmittag am Strand von Warnemünde. Die Wogen rollen, der Wind pfeift, die Sonne scheint. Es ist voll wie in Berlin auf dem „Ku Damm“. Der Luftraum hängt voller Drachen. Am Boden kreuzt man manche Hundeleine. Alles was Beine hat, mit oder ohne Krücken (Winterzeit ist Reha-Zeit) bewegt sich an der verdammt frischen Luft. Dann der Abend mit Vollmond überm Teepott, am Südhimmel der Orion, die beleuchteten Ruten der Dorschangler im Waldschatten der Stoltera. Wieder etliche Reha-Krücken, jede Menge Meeresschaum, das Hin und Her der Fähren. Der Leuchtturm ist an. Dann die Jugend von heute, die ihre frisch geleerten Bierflaschen in die Brandung des baltischen Meeres als eine Art halb-virtuelle Flaschenpost in Richtung Seeland schleudert – wie wir damals auf Hiddensee im Sommer 1962, als das Meer auch so laut war und der Sternenhimmel aufs blonde Haupt drückte – in den Zeiten der Pubertät, mit dauersteifem Glied, Popelinehose und der unendlichen Scheu den Mädchen gegenüber. Zur guten Nacht ein Blick aus dem Hotelfenster auf das in lila und rosa vor sich hinträumende T-Häuschen, Scandlines Fähren, das gelbbeerige Sanddorngestrüpp und den unverbauten Nordstern in Richtung Dänemark.

Zusatz: Als man sich gegen 24 Uhr mit Stralsunder Bier den Schweiß von der Seele getrunken hat und Heike nach einem Blick in den Badspiegel freudestrahlend feststellt, dass sie in den wenigen Stunden an der Seeluft bereits Gesichtsfarbe bekommen hat, ohne zu bedenken, dass die hinterhältige Tönung dieses Gegenstandes selbst der schneeweißen Seife einen dunklen Teint verpasst, sinniere ich über Anti Aging Programme, Wellness - Methoden und diesen ganzen Wohlühl- und Schönheitsklimbim der in einem Seebad angeboten wird und komme zu der Feststellung, das alles was in Kindertagen auf dem Dorf als Fluch oder Unbill der Landschaft empfunden wurde, heutzutage für teuer Geld als Therapiebeschleuniger verkauft wird. Dunkle Modder, helle Kreide, Wiesenheu, Kamillensträube, Lehm, feuchte Seesalzluff oder nasse Schafwollsocken, die um den Hals gewickelt, die bösen Geister aus diesem Körperbereich vertreiben sollten.

Hochsommer 1955. Immer diese bodenständigen Arbeiten in der Landwirtschaft. Alle Jahre wieder von Frühjahr bis Spätherbst die gleichen Rituale im Einklang mit Wetter und Natur. Da wird gepflügt, gesät, gedüngt, gejätet, geerntet, die Pferde gequält bis der Tierarzt kommt und zu guter Letzt, als Vorbereitung auf das neue Jahr, wieder gepflügt und bei bestimmten Pflanzenarten sogar eine Wintersaat in die Erde verbracht. Monoton wie das Schrapeln des Rübenschneiders im funzlig beleuchteten Stallgebäude dreht sich das Jahr im Kreise. Von anderen Berufsgruppen steht der Lehrerberuf mit seinen ewig rotierenden Jahresabläufen dem Bauernstand am nächsten, obwohl der Körpereinsatz nicht so hoch ist wie bei den Leuten mit der Forke, was sich auch im Umfang und der Beschichtung der Pausenbrote bemerkbar machte. So wurden akkurat geschnittene Brotscheiben mit wohldosiertem Belag von hungrigen Bauern gelegentlich als Lehrerbemmen beschimpft und verachtet. Im Regelfall waren die Bauernschnitten doppelt so dick und der aufgelegte Schinken oder die speckwürflige Blutwurst musste an den Rändern der Klappstullen richtig hervorquellen, dann stimmte die Richtung. Die Story mit dem Hasenbrot ist ja allgemein bekannt und im landwirtschaftlichen Milieu aus der Umwelt erklärbar. Nur weiß ich nicht unter welcher Bezeichnung die vom Lehrer tagsüber nicht vertilgten Stullen am Nachmittag, nach der Heimkehr, den eigenen Kindern angeboten wurden. Hasen und Karnickel gab es in der Schule ja nicht und Reststulle hört sich irgendwie blöde an. Das muss noch recherchiert werden.

Nun zu den Zeichen und Wundern:

Der Aufenthaltsort der mäuseohrigen, rattenschwänzigen oder eulenäugigen Wunder war der Boden über dem Viehstall, wo Heu, Stroh, Getreide, Schrot und Rübenschnitzen für den alltäglichen Fütterungsbedarf gelagert waren, umgeben von einer Duftorgel der Gerüche, die an der frischen Seeluft besonders laut war. Die ganze Latte der im Heuhaufen vereinten Wiesenpflanzen – vom banalen störrischen Grashalm bis zur biegsamen Binse. Dann die in grossen Mengen wachsende und besonders wilde Minze (man war auf dem Heuboden eigentlich immer im Tee), mädesüße Einzelpflanzen, ein Büschel Schachtelhalm oder darf es noch etwas Giersch vom Wiesenrand sein? Vielleicht mit Huflattich oder Beimengungen von Kamille. Schilfreste oder ein platt gemachter Pompesal, auch ein Brennesselstängel sind immer dabei. Genauso wie Lungenkrauthaché oder ein vereinzelt Maiglöckchenblatt, eigentlich giftig, aber der Hammel Walter wird diese Menge schon abkönnen, und als Krönung ein schönes aufgetrocknetes Natternhemd von Hilde der Schlange. Die Strohsorten waren von Konsistenz und Farbe nicht ganz so reichhaltig. Da war zuerst das weit verbreitete Roggenstroh, das als Brotgetreidelieferant seine Hauptaufgabe bereits erfüllt hatte und nun als Einstreu fungierte. Dann das Weizen- und Haferstroh, das verfüttert wurde, edler aussah und besser roch und zu guter Letzt das Gerstenstroh mit seinen bösen Hacheln, die sich gerne in Wollsocken und anderen Kleidungsstücken festsetzten und sowohl verfüttert, als auch als Schlafunterlage für Olga, Minna, Hanns und Lotte verwendet wurde. Ansonsten ist die Gerste mit ihren Körnern – nach der Veredlung zu Bier – ja allgemein als großer Lustspender bekannt. Wobei Haferflocke, Schrippe und Roggenbrot durchaus auch lebenswichtig sind. So ist letztendlich alles eine Frage der Ähre. Diese bunte Mischung an Gerüchen hätte einen vom Beruf her eigentlich in die Pharmazie treiben müssen. Aber die berauschte Fülle war so intensiv, dass man am Ende zur Ernüchterung ins sachliche, wohldosierte Stadtleben entflo, Maler wurde und die Nachwirkungen der Kräuterbehandlung in Kindertagen bis in die heutige Zeit der Traumwelt überließ, oder als junger Mann Querverbindungen zum weiblichen Zwischenbeingeruch entdeckte.

Wieder Hochsommer 1955. Zu den für Kinder beängstigenden Naturereignissen wie Sonnen- oder Mondfinsternis, wenn die Himmelsbeleuchtung abgedimmt wird oder der Schweif eines Kometen am Nachthimmel sichtbar ist, kann die Schulphysik einfache Erklärungen liefern. Schwieriger ist es schon, dem achtjährigen Knaben zu erklären, warum plötzlich am sonnigen Sommerhimmel in Richtung Süd-West ein Schiff mit einem Lastkahn am Haken über den Himmel schwimmt – begrenzt von einer Fluss- oder einer Boddenlandschaft.

Welcher Schlepper zog am 17. August 1955 einen mit Braunkohle oder Hornochsen beladenen Kahn in 45 Grad Höhe über dem Horizont, in Richtung Stralsund, von links nach rechts über den Tribbevitzer Himmel? Und vor allem, wie hieß dieses Gefährt? War es etwa der Schlepper Kurt mit seiner Rita am Haken? Auf jeden Fall hatte Kurt einen langen Schornstein, der genüsslich seine Briketts verrauchte und Rita lag auf Grund ihrer starken Beladung bis zum Stehkragen im Wasser. Nach einer guten Viertelstunde war diese Veranstaltung, die auf die Wunderwelt der Optik mit ihren Täuschungsmöglichkeiten hinwies und erst viel später als Fata Morgana oder Luftspiegelung – allerdings im festländischen Wüstenbereich - Namen und Deutung fand, vorbei. Da es beim abendlichen Gespräch mit den Eltern an Beweismaterial für dieses am Tage gesehene unbekannte Schwimmobjekt (USO) fehlte, wurde meine Schilderung dieses Vorfalls als Spinnerei abgetan und auf die in Kürze beginnende Schule verwiesen, die sicher zur Stabilisierung meines Gemütes beitragen würde. Immer diese Ferienkoller – verstärkt durch vormittäglichen Langschlaf, Dauersonnenbrand und fehlende soziale Kontakte mit Gleichaltrigen.

... dann die dunkelstürmischen Herbstabende. Besonders wenn die Gedanken durch den Aufenthalt auf dem Heuboden mit seinen Gerüchen und Kleintierwelten verwirbelt waren, sich Gerstenhacheln im Schafwollpullover vertüdet hatten, oder im Leibchenansatz versteckt die Bauchhaut reizten, war beim Schrei des Kauzes Zeit für Ungewöhnliches in den Gebäuden und draußen herum.

Von den älteren Milchbocksitzern, das dazu gehörige Dorfmöbel war in Tribbevitze unter einer stattlichen Linde installiert und wurde von dieser Menschengattung in den wärmeren Jahreszeiten als Raucherecke oder Gedankenbörse benutzt, wurde die Erfindung und Verbreitung des Fernsehens als Todfeind von Kultur und Zivilisation allgemein, sowie als Ende von Geselligkeit, was in diesem Fall das gemeinschaftliche abendliche Milchbocksitzen unter dem Lindenbaum betraf, betrachtet. Aber bevor sich jeder im Dorf einen Fernsehapparat leisten konnte, von Bestelllisten und Wartezeiten ganz zu schweigen, verging so seine Zeit. Auf jeden Fall war meine Familie nicht unter den ersten sieben Bewohnern des Dorfes, als es um den Erwerb dieses Wunderkastens ging. Um aber trotzdem nicht ganz den Anschluss an die große weite Welt zu verpassen, wurde es üblich sich an einem Abend in der Woche bei einer Familie, die schon über dieses Glücksgerät verfügte, einzuhaken und von 19 – 22 Uhr einen gemeinsamen Fernsehabend zu verbringen. In meinem Fall war es die Familie Dreyer, wo Mutter und ich zum ersten Mal in die Ferne sahen. Familie Dreyer wohnte im Gegensatz zu uns Gutshäuslern am Dorfrand in Richtung Bahnstrecke, bestand aus einigen schon etwas älteren Männern und Frauen, die allesamt nicht heiratswillig waren und ihrer sagenhaften Mutter, die für uns Kinder über wundersame Kräfte verfügte, weil es ihr angeblich gelang, unter ihren Achseln Enten- und Hühnereier auszubrüten. Das setzte natürlich eine gewisse Bettlägerigkeit oder wie man heute sagen würde – Pflegestufe – voraus. Der Empfang der Fernsehsendung fand in Dreyers Wohnküche statt. Inmitten einer Gummistiefelparade, dem Schweißbeinge- ruch von Herbert dem älteren Sohn, dampfenden Hühnerkartoffeln auf dem Herd, Ernas gackernder Stimme, wenn sie von ihrer Fahrradfahrt nach Trent erzählte, sowie den Geräuschen die Trudchen erzeugte, die Erbsen auspulte und diese in eine Emailleschüssel kullern ließ. Die alte Mutter lag wahrscheinlich im Nebenzimmer und brütete.

Wie der Fernsehabend im Einzelnen vom Programm her ablief ist mir nicht mehr in Erinnerung – nur der Anfang war für mich irritierend. Für einen Radionisten, mit der Fixierung auf den Gebrauch der Ohren und dem zeitweiligen Blick auf das stationäre, nur leicht schwankende magische Auge, waren nun die richtigen Augen auf einmal sehr gefordert. Diese hatten auch prompt Schwierigkeiten die große bildschirmfüllende Uhr mit dem tickenden Sekundenzeiger vor den 19-Uhr-Nachrichten richtig einzuordnen und machten darin eine Rad schlagende Turnerin aus. Das war mein erstes Fernseherlebnis – bei Dreyers in der Küche - im Hochsommer 1958. Auf dem Nachhauseweg – gegen 22 Uhr – der Vollmond über Ostrügen hatte sich gerade hinter einer Wolke verkrochen, galoppierte oder flog, in der Mitte des Dorfes bei der grossen Linde, ein Pferd mit Schnauben und gewaltigem Lufthauch an Mutter und mir vorbei. Das wurde allerdings nur von mir selbst bemerkt und ist somit, ohne Zeugen, vielleicht nur das Ergebnis des nerven strapazierenden Fernsehabends. Doch ich schwöre: Es war so. Viele Jahre später wurde ich beim Lesen von Alfred Kubins „Die andere Seite“ wieder daran erinnert.

21.2.007

Manchmal wird man wegen seiner scheinbaren Ruhe und äußerlichen Gelassenheit bewundert. Von innen heraus, selbst betrachtet, gibt es eine ziemlich einfache Erklärung dafür, die ihren Ursprung in der physikalischen Weltanschauung aus der Jugendzeit hat. Bekanntermaßen saust die Erde – mit ihrer 24-stündigen Eigenrotation – im Planetenverbund um die Sonne, während die ganze Truppe von Merkur bis Pluto samt Sonne wiederum mit einem Affenzahn in die Weiten des Weltraumes düst. Um diese komplizierte Balance von Geschwindigkeiten nicht in Unwucht zu versetzen, sollte sich der einzelne Mensch, wie ich und du, im physikalischen Sinne möglichst ruhig verhalten und die ganze Veranstaltung nicht durch quertreibende Fernreisen, beständiges Hin- und Herlaufen auf dem Wohnungsflur, sinnloses Autofahren, ewigen Wohnungswechsel oder zu heftiges raumgreifendes Walzertanzen behindern. Dann lieber auf Stand-by schalten und auf das Laufband ins Fitnessstudio ausweichen oder den Drehsessel als Arbeits- und Aufenthaltsort benutzen. Ansonsten scheint in der Chausseestrasse die Spätwintersonne, die Sperlinge randalieren im Gebüsch und die Tauben im Innenhof sprechen schon seit längerem von gurr di wurr und anderen Dingen. Jedoch scheint sich nach Informationen aus der Nachbarswohnung, das Damoklesschwert einer gründlichen Rekonstruktion über unser Haus zu senken. Das könnte ja heiter werden. Obwohl Brechts Haus schräg gegenüber auch gerade in Arbeit ist und sich das gelbe vielgliedrige Schuttrohr aus dem Ziegeldach in den auf dem Hof stehenden Abfallcontainer schlängelt. Aber Brecht muss so eine einschneidende Maßnahme ja nicht am lebendigen Leibe ertragen, sonder hat einen gewissen Abstand dazu. Doch warum soll man schon im voraus soviel Baustaub aufwirbeln und sich die Freude an langjährigen Niedrigmieten oder Kreislauf beschwingender Kohleheizung, sowie dem Schwanengesang der Straßenbahnen oder dem ewigen Getrampel des leichtfüßigen Obermieters, nehmen lassen.

... und schon sind wir wieder im Nachbarort Tetzitz mit seinem immer schon (seit 1950) verfallenen Gutshaus, mit seiner für Zuckerrübenanbauer hervorragenden Lage, sowie seiner Wiederentdeckung um 1970 herum, als die damals und heute so genannten Pudhys ein zum Bodden querstehendes Gebäude als tonalen Übungsraum requirierten. Da piff der Fisch, ob der Lautstärke und so. Zum Glück zog die Karawane irgendwann weiter und die Dorfhunde bellten - einschließlich des schwarzstruppigen Kötters von Elfi Zepsta - wenn der Vollmond über den Teebergen stand und die Leuchttürme von Arkona und Hiddensee in den Abendhimmel blinkten. Dazu Schneereste auf den Feldern und das Rascheln des trockenen Schilfes im Wind, in der Nähe von Tetzitz, wo sich Fuchs und der, damals noch reichlich vorhandene Feldhase, Gute Nacht sagten. Wie es eben früher Sitte war.

Waschtag

27.2.007

Arbeit in der Landwirtschaft ist bekanntermaßen mit teilweise inniger Umarmung von streng riechenden Haustieren verbunden, so dass die Kleidung am Abend nach vollbrachtem Tagewerk entweder nach Kuh, Schwein, jungem Kalb oder herbfrischem Pferd roch – von der Verschmutzung durch das Hantieren mit Feldfrüchten, während des Herumkrabbelns auf den Feldern bei der Kartoffelernte oder der Rübenpflege ganz zu schweigen. Um den bäuerlichen Reinheitsgeboten zu entsprechen, musste also in bestimmten Zeitabständen Wäsche gewaschen werden. Da die Waschmaschine als allgemeiner Gebrauchsgegenstand noch nicht etabliert war und nur beim reichsten Bauern im Dorf eine Art Vorstufe dieses Wunderwerkes der Technik unter der Tarnbezeichnung „Waschbär“ existierte, vermutlich eine Art „Flotte Lotte“ für die Textilreinigung mit manuellem Antrieb, wurde nach jahrhundertealten Ritualen, je nach ethnografischer Herkunft der Hausfrau variierend, gehandelt. Also musste Siegfried, das Kind, das mit Feuer umzugehen verstand, den grossen Waschkessel anheizen, Nachschub an Brennmaterial bereitlegen und für die Trockenzeit nach dem Kochen und unendlichen Rubbeln von Hemd und Hose in der Waschlauge der Wanne, draußen auf dem Hof die Leine ziehen. Vornehme Haushalte benutzten einbetonierte Wäschepfähle zu diesem Zweck. Bei uns wurden die sowieso auf dem Hof herumstehenden Kirschbäume oder auch schon mal der gute alte Wallnussbaum dafür verwendet. Da der Schleuderprozess nach dem Handwaschgang nur ein banales Wringen war, hatte die Wäsche später auf der Leine ein beachtliches Gewicht - besonders Opas Manchesterhosen -, so dass die Gattung der Wäschestützen, welche die Wäschestücke vor allzu großen Durchhängern mit Bodenberührung bewahrten, von großer Wichtigkeit waren. Die Stützen waren etwa 2m lange Haselnussstangen, die am jüngeren Ende eine Astgabel besaßen. Sie mussten oft erneuert werden, da sie außer als Wäschestütze auch zwischendurch für kindliche Ritterspiele oder für die Obsternte benutzt wurden. Multifunktionalität war damals überhaupt stark verbreitet. So wurde der große hölzerne 1 Meter lange Löffel, mit dem die Wäsche im Kessel während des Kochvorganges umgerührt wurde, auch oft als Klopfstock für die handfeste Kindererziehung verwendet, wobei das breite Löffelstück aus der Sicht des zu Erziehenden die Wucht der Schläge auf den Hosenboden abmilderte und das beträchtliche Gesamtgewicht des Dinges den Erzieher schneller erlahmen ließ. Da half ob der Komik dieser Situation – man bedenke den geringen Längenunterschied zwischen Täter und Strafwerkzeug – Schreien wie am Spieß, obwohl sich der Schmerz in Grenzen hielt. Für uns Kinder somit noch ein weiterer Grund an die Zukunft der Menschheit mit Kommunismus und technischem Fortschritt zu glauben und auf Erfindung und Verbreitung der Waschmaschine zu hoffen. Die für den Waschvorgang notwendigen chemischen Mittel – es gab sogar das Ritual des Einweichens der Wäsche am Vorabend, hören sich heute wie eine Aufzählung von westdeutschen Schlagersängern der 60'er oder 70'er Jahre an. Sie hießen beispielsweise: IMI, FEWA, LINDA NEUTRAL, GEMOL, MILWA oder schon in Richtung Jetztzeit – SPEE, mit dem man bekanntlich auf die schlaue Art waschen kann. Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob das IMI genau wie die Koryphäe ATA, vielleicht doch zur Gattung

der Putzmittel gehörte und zum Zweck der täglichen Reinigung des Milchgeschirrs, wie Kanne und Metallsieb, von der chemischen Industrie der DDR entwickelt wurden. In den Wintermonaten wurde die Wäsche natürlich auf dem Hausboden getrocknet. Das konnte dauern und war zum Kindererschrecken geeignet, wenn Jung-Siegfried um Mitternacht, nach seiner Indinerpflichtlektüre, zum verrichten der kleinen Notdurft, seinen Schlafraum verlassen musste und auf dem Hausboden gegen Opas steif gefrorenes weiße Nachthemd lief. Das heizte natürlich die darauf folgende Traumphase mächtig an. Andererseits konnte bei Auseinandersetzungen unter Brüdern auch mal eine steif gefrorene Trainingshose als Schlagwerkzeug benutzt werden oder man fand aus purer Langeweile Sollbruchstellen an damals äußerst selten auf der Leine hängender feingliedriger Reizwäsche heraus. Zur Not konnte man ja versuchen, die Anhängeschleife von einem banalen Handtuch im gefrorenen Zustand abzubreaken. Bei ungünstiger Witterung, mit dem Wechsel von Tauwetter und Frost, ging die Wäsche manchmal sogar in einen halbgefrorenen Zustand über um beim anschließenden Frosteinbruch – unter Eiszapfenbildung an Ärmeln und Hosenbeinen – wieder in Trockenstarre zu verfallen. Diese Zapfen mit MILWA-Geschmack durften natürlich nicht vernascht werden - obwohl, man wird doch mal probieren dürfen. Zum Glück ist nächsten Monat März und dann findet die ganze Prozedur des Wäschetrocknens wieder an der frischen Luft unter dem Tribbevitzter Frühlingshimmel und mit Windunterstützung von See her statt... weiße Hühner, weiße Schneeglöckchen, weiße Anemonen, weiß gestrichene Häuser, weiße Haare, weiße Wäsche - aber das hatten wir ja schon einmal.

Die Deichstrasse

25.2.007

Während sich selbst in Berlin so genannte Narren mit Kamelle bewerfen – eine zunehmende, eigentlich für diese Gegend untypische Form des menschlichen Verhaltens in dieser Jahreszeit – wird meinerseits der Oder ein Besuch abgestattet. Das war in dieser Jahreszeit schon immer so, wobei die Fahrt auch nach Süden zu den hängenden Gärten von Zossen hätte gehen können. Den Ausschlag gaben wohl wieder mal die geflügelten Gene in mir – mit tiefer Sehnsucht nach Reihers Flugbild, Entenverlobung, Schneeglöckchenalarm und dem Krähen eines polnischen Hahnes aus altdeutschen Gemäuern jenseits der Oder. Vielleicht sind es auch die transodrigen Gene aus dem Kreis Dramburg – wahrscheinlich beides. So geht es auf der Tankerroute Werneuchen – Bad Freienwalde, eingereiht in den blechernen Lindwurm der Spritnelken und Glimmstängelschmuggler, eine Weile gerade aus, bevor man diesen Konvoi verlässt und in Güstebieserlose den planmäßig über die Ufer getretenen Fluss, mit seinen schon im voraus erwarteten Spezialitäten, wie krähendem Hahn usw., erreicht. Das vorjährige Modevirus H5N1, das das Federvieh hinraffte, ist dieses Jahr noch nicht in Erscheinung getreten, so dass aufgrund des warmen Winters und dem damit verbundenen Frühstart von Haselstrauch und Weidenkätzchen, nur der gemeine menschliche Allergiker mit rotgeränderten Augen und ewigem Schnief, Schnauf, Rotz medizinische Gedanken weckt. In dieser unbelaubten Jahreszeit, wo man hin und wieder auch noch eine unsanierbare Oderbruchbude zu Gesicht bekommt, dominiert ansonsten doch eindeutig, neben dem Geflügel, das Säugetier die Flusslandschaft. Allwetterkühe im Wintermantel, jede Menge pfennigsuchende Schafe, Pferde sowieso und eben jede neumodischen Nachfahren der sieben Geißlein mit ihren art spezifischen Ausdünstungen, die sich sogar in dem Speiseeis ablagern, das auf dem in 400m Entfernung gelegenen Ziegenhof angeboten wird. Da ich den Geschmack dieses Eises allerdings nur von den Erzählungen meiner Beifahrerin kenne, will ich hier nicht weiter herummeckern. Die Thüringer haben in ihrer Kindheit eben mehr Umgang mit dieser leicht zu händelnden, springlebendigen Zwergkuh gehabt, während mir als rügenscher Bauernsohn, nur die immateriellen Geißlein aus dem Kinderbuch vertraut waren, die völlig geruchlos, aber ansonsten ziemlich töricht an der Märchenhandlung teilnahmen. Natürlich gab es in den fünfziger Jahren in Tribbevitze auch einige Ziegen. Soweit ich mich erinnere, hatte, aus oben erwähnten praktischen Gründen, eine Kriegerwitwe ein Exemplar im Verschlag, während der Genosse W. B., der in der Mitte von Tribbevitze-Dorf wohnte und wegen fehlendem praktischen Bauernverstand für die Grosstierhaltung ungeeignet war, sogar zwei Tiere

sein Eigen nannte. Beim Hantieren mit diesen Quälgeistern gab dieser Mensch gar keine so gute Figur ab, so dass er von der Dorfbevölkerung, ob Groß oder Klein, nur Zickenwilli genannt wurde. Das Ziegendorf an der Oder heißt übrigens Zollbrücke und hat noch einige andere Attraktionen auf Lager – aber dafür brauchen wir eine wärmere Jahreszeit, um uns damit zu beschäftigen – vielleicht nach den Balz- und Brutgeschäften von Ente, Blesshuhn und Schwan, im Frühjahr, wenn der Kuckuck ruft.

Die Dursttaste

28.2.07

In der grossen Bildenden Kunst geht im Moment alles in Richtung Bollywood – eine Art neuester Prächtigkeit für all jene, die sich in den letzten Jahren an graphischen Kürzeln die Augen verrenkt haben oder den dunklen, andeutungsschweren Ausdrucksformen der sehr spätrealistischen Malerei erlegen waren. Von den meistens in Gruppen auftretenden jungen Künstlern werden schon seit längerem, unter Auslassung eines klassischen Bildträgers, die Wände der Galerie direkt mit Pinsel, Farbe und Schablone angegangen, zum Abschluss der Ausstellung wird alles photographisch dokumentiert und die Werke wieder zugeweißt. Die nicht mehr ganz so taufrischen Kollegen flüchten sich in die kraft- und emotionssparende Gestaltung von S- und U-Bahnbanken oder Bussitzen. Besonders hier wird vom Betrachter unterschiedlich geurteilt. Die einen nennen die Ergebnisse „schön frisch“, andere meinen einen Verrat an minimalen klassischen Bildregeln zu entdecken. Selber nennt man diese Kunstform „Dressingmalerei“, während der 72-jährige Nörgler „Na wem es schmeckt!“ sagt und ein Produzent von seiner Gestaltungswolke 7 aus natürlich ganz andere Ansichten hat. Nun sind Bewegung und Unterschiedlichkeit in der Kunst gut und die sozialen Netze so stabil konstruiert, dass eigentlich nicht viel schiefgehen kann. Da haben die Totalverweigerer wie Freund W. ganz andere Sorgen. Den Nagel, an den er schon vor Jahren seinen stadtfoto-grafischen Beruf hängte, benutzt er jetzt für das Halfter eines noch anzuschaffenden Pferdes. Er hat die Berliner Stadtbürgerschaft aufgekündigt und ist ins Hinterbrandenburgische verzogen, wo er im Windschatten der Parchimer Sonnenberge die Schafzucht erlernt, sich mit Lehmabau am eigenen Gebäude beschäftigt und als Highlight, sicher mit freundlicher Unterstützung des Arbeitsamtes, eine Neugründung des guten alten Dorfkonzums vornahm und ansonsten mit ambulanten Methoden des Geldverdienens durch die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse der Bevölkerung liebäugelt. Besonders in den helleren Jahreszeiten ist er um das ständige Leben am Busen der Natur und den Umgang mit Maurerkelle und Schafeuter in dieser geistig sehr griesen Gegend, zu beneiden. Da kann sich die Kundschaft trinkend viel draußen unterm Vordach aufhalten und das gesprochene Wort entflieht, das Ohr schwach berührend, auf Nimmerwiedersehen in Richtung Parchim. Schwieriger ist es schon, wenn irgendwelche einschlägig bekannten Typen im Spätherbst die Dursttaste an der Konsumtür drücken und ihre Mentalität beim fröhlichen Bullern des Dauerbrandofens im Innenraum voll ausleben. Was für den Kurzbesucher lustiges Bauerntheater mit Anfang und Ende ist, wird nun für den Leiter der Konsumverkaufsstelle zur echten Belastungsprobe. Immerhin sind die Kunden Könige und müssen mit Bier und frischen Feiglingen versorgt werden, die wiederum die Rhetorik beschleunigen, zu finsternen politischen Ansichten führen, dörfliche Feindbilder verfestigen oder günstigenfalls wieder in Alltagsbanalitäten zurückfallen. Da wackeln auch hier auf dem Dorf die Ladenschlusszeiten - bis der Ofen aus ist und die Feiglinge alle sind. Eine denkbare Vereinfachung der Situation wäre eine streng weibliche Bewirtschaftung des Ladens. Aber wo nimmt man so eine Person mit der Autorität eines Nudelholzes und Signalgebenden, brandroten Haaren in dieser griesen Gegend her? Ansonsten weiß ich schon warum ich mich mein Leben lang ausschließlich vor dem Tresen aufgehhalten habe und auch so weiter zu verfahren gedenke.

Über den Umgang mit Fotoalben: Früher wurden auf diesem Gebiet große Fehler begangen. Zum einen in der technischen Aufbereitung, wo die Fotos mit überreichlichem „Kitty Fix“ forever auf die Seiten der Alben geleimt wurden und zum anderen in der Handhabung der Bücher. Diese wurden nämlich oft quengelnden Kindern als Spielzeug ins Krankenbett geworfen und dienten ihnen dann als Aufmunterung und Unterstützungsmittel im Kampf gegen Mäsen und Windpocken. Ansonsten waren die Photographen, ebenso wie die Meister mit Kamm, Schere und Rasierschaum, die Frisöre, Angehörige eines bauernfernen Berufsstandes, denen man mit Respekt begegnete, zumal man sie in gewissen Abständen aufsuchen musste - sei es um sich als Kind die Ohren freilegen zu lassen, oder sich später im fortgeschrittenen Alter für Personal- oder Schülersausweise ablichten zu lassen. Besonders der Fotograf, mit seinen teilweise in Dunkelheit gehüllten Werkstätten und seinem Hang zu tot gerührten grauen Farbtönen war mir, dem Verehrer von gelb gestrichenen Postkiosken mit ihren bunt bebilderten Inhalten, als Kind und Jugendlicher irgendwie suspekt. Einziger Berührungspunkt mit diesem Berufsstand war die bereits erwähnte Verwendung des Blitzlichtpulvers – wobei der Fotograf damit die Welt, besonders in Innenräumen, erhellte, während ich mir die Zerstörungskraft dieses in Teebeutelform mit Zündschnur erhältlichen Mittels, das ich in metallne Hüllen zwängte, zu eigen machte. Auch das Fotografieren mit der zur Jugendweihe erhaltenen „Pouva Start“, der Billigkamera für alle Fälle, war nicht mein Ding, obwohl die 3 oder 4 aus damaliger Zeit erhaltenen Fotos eine gute Gedächtnisstütze für das einsetzende reflektierende Alter abgeben.

11.4.07

In Berlin ist W. Biermann Ehrenbürger der Stadt geworden und somit in gleicher Reihe mit Sigmund Jähn. Ja, ja, unsere beiden Ikarussen! An der Außenfassade der Wohnung in der Chausseestrasse sind die Gerüstbauer am Hantieren, wahren sich die meisten Bäume und Büsche auf dem Friedhof gegenüber ein blickdichtes Blattwerk zulegen. Bei den Autowanderungen über Ostern – bis hin auf die Insel Rügen – sieht der Kenner der Materie manches in den Startlöchern stehendes Rapsplänzchen. Das sieht verdammt nach einer schweren Gelbsucht der Landschaft in ein bis zwei Wochen aus. Ansonsten wird in der Küstenregion saisonbedingt der Hering gejagt. Am auffälligsten wie immer per Rute auf dem Rügendamm oder vom Plastekahn aus auf dem Sund, während die ganz grossen Mengen den Saßnitzern oder Mönchguter Fischern in die Netze gehen – und über ganz Vorpommern liegt am Karfreitag 2007 ein leichter Bratheringsgeruch in der kühlen Frühlingsluft. Den in einem früheren Text hergestellten Bezug zwischen Arbeitslosigkeit und Heringsangler pro laufendem Meter Rügendamm muss ich leider entwerfen, denn trotz sinkenden Arbeitslosenzahlen war das Rutengewirr auf dem Damm im Vergleich zum Vorjahr gleichbleibend. Im Übrigen wird auf den Höfen der einzelnen Häuser auf Teufel komm raus Holz gehackt und manch solide gestapelte urige Miete konkurriert von der Ästhetik her mit dem daneben stehenden, vor kurzem errichteten Wohnhaus, mit seiner steinimitierenden, hackepeterfarbenen Fassade. Außerdem wird unter der Tarnbezeichnung „Osterfeuer“ überall, ob an zentraler Stelle mit beistehendem Feuerwehrauto und Zeltling nebst Sitzbänken für den Köm davor oder danach oder auf privatem Gelände gekokelt, was das Zeug hält. Eine einheitliche Datierung für den Tag des Osterfeuers gibt es nicht und so findet dieser heidnische Brauch, je nach Lust und Laune der Bevölkerung, am 5. 6. oder 7. April statt. Folgende weitere Auffälligkeiten wurden bei der Autowanderung durch Mecklenburg- Vorpommern in der Osterzeit 2007 festgestellt: Binz ist von hinten gesehen ein langes, hässliches Dorf – die vielen Briefkästen der Post bekommen durch das jahrelange Herumstehen an der frischen Luft und in der prallen Sonne langsam einen eierlikörfarbenen Teint – in Moisselbritz werden Zwecks Umrüstung eines Hühnerstalles zu Ferienwohnungen einige großkalibrige

Eschen einfach umgenietet – es gibt noch so etwas wie „späte Mädchen“ – Cafe Niedlich in Lohme hat die Winterpause beendet - die Republik geht am Walking-Stock - der erste Sprosser pfeift im Gebüsch - in der Vorstadt von Altentreptow steht ein Golem und gibt Rauchzeichen - in Altentreptow selbst ist wieder „Karibische Nacht“.

Vor Ort, im Pfarrhaus Klatzow, basteln unsere Wirtsleute unter fachkundiger Anleitung an der Verfeinerung ihrer Englischkenntnisse und der Geschmacksknospen, während Mauz, Mini und Molly mit ihrem Katzenurin die oxsenblutrote Eingangstür verstärken und damit kontraproduktiv, in Hinblick auf einen Tag des offenen Hauses zu Pfingsten, wirken. Immerhin sind dann Schlipsträger und Frauen mit Doppelnachnamen zu erwarten. Hier muss nachgebessert werden!

12.4.07

Es wird richtig Frühling. Während in der vorigen Woche die Raumtemperatur noch hochgerechnet werden musste, ist jetzt heiße Luft angesagt, die den Brandenburger Spargel in die Atmosphäre treibt und die Blätter der Stadtkastanien komplett entfaltet. Schwerblüter unter den Menschen haben schlechte Laune, während andere die Ärmel der Kleidung hochkrempeln oder die dunkelbraune Strumpfhose gegen bunte Ringelsöckchen eintauschen. Der ebenfalls schlecht gelaunte Optiker in unserer Strasse lässt sein angestelltes Dioptrinchen, das mit dem leichten Silberblick, Ordnung in die Brillengestelle bringen und ist durch die zusätzliche Frage eines Kunden leicht aus der Fassung zu kriegen. Nur der Inhaber des Antiquariats hinter der Post, inmitten seiner abgegrabbelten DDR Kinder- und Jugendliteratur, zeigt keine jahreszeitlich bedingten Gefühle und sitzt bei geschlossener Außentür – wie im Spätherbst – in einem Winkel seiner gestapelten Druckware und isst ein Pausenbrot. Einige Meter weiter, hinter der Habersaatstrasse, wird mit Leidenschaft und schwerer Technik die Grundlage für das zu bauende Schnüffelministerium geschaffen. Die armen, im Rhythmus der Jahreszeiten auf diesem historischen Gelände agierenden Golfer sind längst vertrieben und für die von uns aus bequem zu erreichende Tankstelle ist auch bald Zapfenstreich angesagt. So dümpelt die Chausseestrasse vor sich hin. Der im Erdgeschoss unseres Hauses seit Herbst vorigen Jahres untergebrachte Wasserpfeifenladen hat auch schon seine Kamele gesattelt und ist weiter in Richtung Wedding gezogen – wahrscheinlich aus Mangel an rauchender Kundschaft. Ich als junger Nichtraucher konnte da auch nicht weiterhelfen. Die Berlintouristen kaufen sicher auch lieber landestypische Produkte, sofern es außer der Steiff-Variante von Eisbärbaby Knut überhaupt welche gibt. Zur Not haben wir ja noch den überregionalen Schwarzwälder Schinken oder für herbstliche Tage die Dresdner Stolle als Andenken an einen Aufenthalt in Berlin – Germany.

Immer diese Unlust. Es liegt sicher nicht nur an den Flüchen von Jacek und Domek, die auf dem Gerüst an unserem Haus, hinter einer grünen Voliere verborgen, mit Schlegel und Maurerkelle hantieren und die Fassade erneuern. Auf Augenhöhe, im Haus schräg gegenüber, sitzt eine junge Frau auf dem Fensterbrett und lässt sich wieder einmal die Frühlingssonne zwischen die nackten Oberschenkel scheinen – das geschieht ein Stockwerk über dem Fenster mit dem ewig zugezogenen, rot ornamentierten Vorhang. Unser einsamer Portugiese, in seinem Kellergewölbe, hat seinen Vertrieb von Essen und Enkaustik auch eingestellt – 3 Jahre – das war eine ganz schön lange Zeit, die er durchgehalten hat. Durch die vor Kurzem erfolgte Entfernung eines Geldautomaten der Sparkasse mutiert unsere Gegend langsam zu einer Art Vorstadt, während hinter der Weidendammer Brücke, die beim Gang zur Sparkasse überquert werden muss, mit dem Abriss von Bauten um den so genannten Tränenpalast und der Errichtung eines Neubaus an gleicher Stelle, eine neue Runde im architektonischen Wettrennen eingeleitet wird. Darüber bin ich traurig – vor allem wegen der vielen umgelegten Bäume. Die um Hundefutter und Biergeld bettelnden Punker sind sicher woanders gut untergekommen. So wird die Stadtluft immer stahl- und siliziumhaltiger – auf jeden Fall jenseits der Weidendammer Brücke in Richtung Bahnhof. Zum Glück gibt es da noch Claudia – das wandernde Antidepressivum auf zwei Beinen – neulich sogar in einen bunt bedruckten IKEA - Vorhang gehüllt – die durch ihre Redensarten, beim zufälligen Treff auf der Friedrichstrasse, die Dinge richtig einzuordnen weiß.

Sommer 007 – Ich ging durch Gingst

21. 8. 07

Irgendwie ist dieses Jahr alles anders. Das liegt sicher an der lang anhaltenden Renovierung unseres Wohnhauses in deren Verlauf das gute alte Gebäude manch von polnischer Maurerhand vollführten Hieb auf die lockeren Putzflächen erleiden musste und nun wenigstens nach außen hin in einer Farbe, die an unreifen Hafer erinnert, neu erstrahlt. Auch das Treppenhaus wurde richtig aufgehübscht und ist mit seinem roten Kokosläufer plus glänzenden Messingstangen auf dunkelblauem Grund, wie ein Hinweis auf das kommende Weihnachtsfest. Da wird das Kohlschleppen ab Oktober sicher doppelt soviel Spaß machen. Aber noch ist Sommer in der Chausseestrasse. Die munteren, quicklebendigen Flip-Flops an den Frauenfüßen sind fast gänzlich aus dem Stadtbild verschwunden und werden selbst bei tropischen Temperaturen oft durch schweißbefördernde knielange Stiefel ersetzt. Nach der grossen Frühsommerreise, von der es noch zu berichten gilt, ist man im August, wie alle Jahre, verstärkt in Vorpommern auf Achse und landet in einer Greifswalder Tiefgarage direkt unter dem Landesmuseum, in einem Badesee in der Nossentiner Heide oder in Gingst auf dem Marktplatz, wo eine öffentliche, als Bücherfest ausgewiesene, Altbuchlüftung durchgeführt wird. Der Ort ist gut gewählt – mit der weithin sichtbaren Mutterkirche, die seit Menschengedenken die Landschaft dominiert, im Hintergrund. Die Kirche selbst soll laut Flyer, besonders um 1610, eine schwere Kindheit gehabt haben. Soweit ich mich erinnere, hat es ihren Turm mehrmals umgewedelt. Um aber erst gar keine allzu tiefe rückwärtsgewandte Stimmung aufkommen zu lassen, wird gegen 16 Uhr der Gingster Marktplatz von einer Gruppe Motorradfahrer überquert, die durch während des Fahrens vorsätzlich erzeugte Knallzündungen, lautstarke Reklame für ein in der Nähe stattfindendes Bikertreffen machen. In Klatzow selbst ist der Luftraum gänzlich in Mückenhand, während die Schnecken sich um das junge Gemüse kümmern. In abendlicher Runde wird den Bewohnern des Hauses durch die Vermieter mangelnder Kollektivgeist attestiert, der sich in allgemeinem Desinteresse am Blumenschmuck im Eingangsbereich, schafunfreundlichem Verhalten und unnatürliche Zurückhaltung beim Loben äußert. Sicher zehren nicht nur die häufig wechselnden Wetterlagen an den Nerven. Die atmosphärischen Kapriolen richten auch im gegenständlichen Bereich beträchtliche Schäden an. So haben sie vor Tagen in Form einer Windhose einer

Kollegin das Atelieldach auf den angrenzenden Acker geschleudert, die alte Hoflinde enthaupet und das Wohnhaus schwer beschädigt.

Durch die Verteilung unserer Kinder in der Welt - Christian ist in Griechenland, Johann in Irland und Anna in Texas, muss man sich allerdings Zwangsglobalisieren lassen und sich um großflächige südeuropäische Waldbrände, irischen Dauerregen oder den Hurrikan „Dean“, der gerade in der Karibik zur Höchstform aufläuft, kümmern.

Zur See (östliches Mittelmeer im Mai)

22. 8. 07

Trotz vorherrschender Meinung, dass es in Berlin genug Kamele und pyramidenartige Architekturelemente gibt, will man die Originale an ihren Standorten jenseits von Wasser- und Sandwüsten aufsuchen. Die Reisesterne stehen günstig und das Eurometer auf der Sparkasse pendelt im grünen Bereich. Aus einer Art Wassersucht findet die Reise natürlich wieder per Schiff statt. Ausgangspunkt ist das ferne Savona, das mit dem Zubringerbus erst einmal erreicht werden muss. Beim Trapsen der Nachtigall morgens um 3 Uhr in den Gebüsch des Berliner ZOB wird das Gefährt der Firma Urban bestiegen und die Sammeltour durch den Süden Ostdeutschlands und dann quer rüber in Richtung Frankfurt beginnt. Während die ersten Fahrtstunden aus Schlafmangel logischerweise abgenickt werden, setzt mit steigendem Sonnenstand eine verstärkte Wahrnehmung der Umgebung ein, wobei der süddeutsche Mundartensalat, der sich durch den Zustieg einer Gruppe von vier älteren Frauen zu einem herzerweichenden Leipziger Allerlei steigert, am meisten beeindruckt. Aber da gibt es ja noch den souveränen Busfahrer Walter mit seinem wolgadeutschen Dialekt, der alles im Griff hat und Jana, den schlecht gekleideten weiblichen zweiten Mann am Steuer. Nach endlosen Fahrten durch das obere Rheintal windet sich der Urban-Bus in der italienischen Schweiz auf Höhe und bald ist man von weishäuptigen Bergen in pitschnassen Gewändern umgeben. Doch Schweiz ist geil und die Aufregung groß unter den Leuten unserer Reisegruppe. Ein schwerhöriger, aber hyperaktiver Mann, will während der Hotelübernachtung sogar einen Esel schreien gehört haben, wie er lauthals am Frühstückstisch verkündete. Dieses Tier wird später bei der Abfahrt von allen gesichtet und damit die zweideutige Wertung dieser Mitteilung durch die Frau des Eselshörers vollständig entkräftet.

Im Vergleich zu den rabaukenhaften Buslenkern des Vorjahres müssen die Fahrer Walter und Jana hochkultivierte Menschen sein – wir wurden während der Fahrt kein einziges Mal beschallt.

Das Schiff

Nach dem schwimmenden Neubau des letzten Jahres, mit ganz vielen Spiegeln und einem großen blauen Paul Klee-Blatt in der Kabine, ist SINFONIA auf dem ersten Blick eher eine etwa 17-jährige Mittelmeerschlampe mit Sprellakat verkleideter Kabine, Aluminiumleisten hier und dort, sowie einem auf Leinwand gezogenen Landschaftsausschnitt aus einem mittelalterlichen Gemälde an der Wand. Alles erinnert an einen D-Zug Wagen der Bundesbahn von 1985 oder an unserer Küchenradio aus gleicher Zeit. Trotzdem ist es irgendwie gemütlich. Als alter Seehase lässt man natürlich die zur Begrüßung der Passagiere an Bord angesetzte Seenotrettungsübung aus und erkundet privat die möglichen Fluchtwege, falls SINFONIA auf den Gedanken kommt die Hufe hoch zu reißen. Zur Zwangsernährung bei Kreuzfahrten haben sich schon viele andere Leute geäußert. Auf jeden Fall gibt es Möglichkeiten dem allabendlichen fünf Gang Getriebe – der letzte Gang ist der Eisgang – ohne vom Fleisch zufallen, zu entgehen. Für diejenigen, die sich allerdings gerne aufkrücken, Konversation lieben oder sich gerne von Kellnern betatschen lassen, ist dieses tägliche Ritual im grossen Speisesaal, mit dem Charme der Schweriner Mitopa von 1986, ein Muss. Vom Publikum her sind an Bord alle möglichen Kaliber Vertreten - besoffene Ösis, viereckige Elsässer, stolze Krampf-

aderträger, Albinos, Brasilianische Barkeeper, wahre Fressmaschinen, kleine Kinder, schmerzbäuchige Griechen, oder vornehme Engländer, die sich auch schon mal zum Small Talk im linken Eierkocher neben dem Pool auf Deck 10 treffen. Absolute Freunde des Bullauges, Seekranke oder Eremiten können den Tag auch gänzlich in der Kabine verbringen und per Fernsehapparat, der mit einer Bug- und Heckkamera verbunden ist, überprüfen, ob Kapitän Luigi kursmäßig alles richtig macht. Ansonsten war die Programmauswahl nicht sehr doll. RTL hatte sich schon kurz vor Messina verabschiedet und der Varizensender – das ZDF – hatte nur Schrott im Angebot. Aber wir haben ja noch die Tagesausflüge, Jacob Wassermanns „Alexander in Babylon“ und den extragroßen Speicher der Digitalkamera. Hoffentlich machen bei dem ständigen Draufhalten auf das Motiv nicht die Batterien vorzeitig schlapp.

Erholung auf See

24. 8. 07

Vor die Sandwüste hat der liebe Gott bekanntermaßen die Wasserwüste des östlichen Mittelmeeres gesetzt und zugleich noch ein Kamel vor die Sonne gestellt, so dass diese nicht erscheint und stattdessen ein lang anhaltender Dauerregen auf SINFONIA hernieder geht. Also Zeit für eine Erholung auf See, bevor in den nächsten Tagen per Bus der Rand Ägyptens erkundet wird. Bei Dauerregen unterm Zelt Dach auf dem Achterdeck den Wassermann-Roman lesen - das hat doch was! Einziger Gefährte bei dieser Tätigkeit ist ein gelbbäuchiger Seespatz, der dem Kellner hilft, die Kuchenkrümel von den Schiffsplanken wegzuräumen. Ich vermute, dass er ein blinder Passagier ist, der sich sein Leben maritim eingerichtet hat und im Auspuffrohr eines der vielen Rettungsboote wohnt. Alle anderen Leute sind gleichmäßig im Rumpf des Schiffes verteilt, bis auf wenige, die mit höllischem Vergnügen die dampfenden Whirlpools benutzen. Das sieht echt dantemäßig aus. Einige strampeln in dem Fitnessraum mit Meerblick wie wild gegen eine drohende Gewichtszunahme oder üben für den nächsten Skiurlaub das Wedeln mit dem Hintern oder suchen den auf dem gleichen Deck beheimateten ziemlich teuren Friseur auf, um beim Kapitänsdinner am Abend optisch mithalten zu können. Andere wiederum nehmen am Tangolehrgang auf „Deck Otto“ teil oder lümmeln sich in der Bordbibliothek in den Sesseln, während die ganz leichtsinnigen – meist Jüngere – bei den Spielautomaten mit der blinkenden Wunderwelt der leuchtenden Symbole und den Daddelpalmen Einkehr halten. Selber erfährt man auf dem einsamen Achterdeck unter der Regenplane durch Jacob Wassermann, dass Alexander einen Halbbruder hatte und damals in den Schilfgebieten, in der Nähe von Bagdad, Löwen hausten. Während einer Lesepause entdeckte ich am südlichen Himmel eine Formation von 7 Reihern und 2 Möwen. Das ist wahrscheinlich eine Eskorte Ghadafi's, die verkündet: Bald ist Land in Sicht.

Camelo, Camelo!

Während die Reiseleiterin etwas von ritueller Waschung der Gesichtslöcher erzählt und die Kurve vom heutigen Alltag der armen Bauern im Nildelta zur glorreichen Vergangenheit dieses Landes kriegt, pest unser Bus eingebunden im Konvoi mit anderen und bewacht von Polizeiautos in Richtung Kairo. Vorbei an Kuhreihern und russischem Militärschrott der vor einigen der zahlreichen Kasernen mit Rohr oder bei Flugzeugen mit Bug gen Israel aufgebockt steht. Ansonsten jede Menge Kühe und Ziegen bis ins Zentrum der Stadt. Nur Störche sind logischerweise nicht zu sehen, da sie sich schon seit Wochen auf Gegenkurs zur Vermehrung in Mecklenburg-Vorpommern aufhalten. Dann der farbenfrohe rotierende Derwisch, der die Mittagspause umrahmte und meinen sich gerade erst beruhigenden Magen – Schuld waren die Muscheln des Vorabends, die mir eine unruhige Nacht bescherten – neu reizte. Anschließend eine erneute Busfahrt durch Mutter Kairo mit ihrer Vorliebe für Haustiere im Stadtzentrum sowie ihrem laxen Umgang mit Müll aller Art. Das roch am Freitagnachmittag bei Regenschauern, 24° und leichtem Wüstenwind, verdammt nach Grünem Punkt und bundesrepublikanischem gelben Sack. Ansonsten denkt man an die Berliner Meierhöfe und die Ackerstrasse im vorigen Jahrhundert sowie an Pohls Remise in Pankow. Bei den Pyramiden selbst muss man standhaft sein, denn bei den umherschwirrenden Andenkenhändler heißt es: berührt ist

gekauft – und so wird einem der Bart gelobt und gezupft, Mensch Maier gesagt - Aussprüche „billig wie Aldi“ machen die Runde und mit „Camelo, Camelo“ werden elektrische Spielzeugkamele angeboten. Dasselbe können die auch auf Russisch oder Dänisch. Bevor es wieder retour auf das Schiff nach Port Said geht, werden natürlich die Pyramiden fotografiert und es wird die größte Moschee Kairo besucht. Da dieser Besuch schuhlos erfolgt, hängt über diesem heiligen Ort ein penetranter Geruch nach ungewaschenen Touristenfüßen, am Freitagnachmittag, im Mai 2007, in Kairo.

Dicht bei Arkadien

25. 8.07

Eigentlich verreist man nur um seine Vorurteile zu bestätigen: Eine alte Weisheit, die ich bereits im vorigem Jahr erwähnte.

Was man in vielen Jahren Berlinaufenthalt nicht geschafft hat – hier in Griechenland wird er Wirklichkeit – ein Besuch des Olympiastadions. In milder Frühsommersonne und unter dem Georgel von vier Düsenjägern der griechischen Luftwaffe winden sich Deutsche und Briten durch den antiken Steinschrott. Beide Nationalmannschaften haben ihren Ursprung in den zwei in 30 km Entfernung ankernden Kreuzfahrern, wo sie von Schraube auf Achse umstiegen und an diesen bedeutenden Ort transferiert wurden.

Da man in den letzten Jahren höchstens darüber nachgrübelte, warum es einerseits Athen heißt und zum anderen in Berlin von Zeuthen gesprochen wird, man sich wegen schlechter Reisevorbereitung an den Geschichtsunterricht von 1964 auf Rügen unter dem Diktat des Nordsterns und der SED erinnern muss, gedanklich noch einmal in ein Faschingskostüm von 1973 schlüpft, als an der Kunsthochschule die Antike verballhornisiert wurde, ist es für mich Zeit vom Versuch des historischen Tiefgangs in die flacheren Gewässer der Gegenwart zu entfliehen und die Marmorsäulen links und rechts liegen oder stehen zu lassen und statt dessen eine Weißblechsäule von Heinecken im Schatten einer Zypresse zu händeln. Inzwischen sind die den olympischen Frieden sichernden „Phantoms“ auch wieder da und drehen - Zeus sei Dank - im Unterschallbereich, ihre Runden über dem Olympiastadion und den angrenzenden Steinresten dieses Heiligtums dicht bei Arkadien.

Zu Hause

3. 9. 07

Der Malerlehrling Martin hat mich wieder einmal sitzen lassen. Dabei hatten wir vor einer Woche fest vereinbart, dass er heute bei den drei Fenstern zur Chausseestrasse hin den Lack setzt. Nach dem Durchzug einer Regenfront, verbunden mit starker Abkühlung in den letzten Tagen, bescheint heute sogar die Sonne unser Haus und das Streichvorhaben könnte gelingen, wenn, ja wenn...

Das war ein Wochenende! Beim Rot des Heidekrauts am Straßenrand kurz vor Parchim, wenn man aus Richtung Marnitz kommt. Familientreffen in Bergrade am 1. September – ohne traurigen Anlass oder zwecks Bezeugung einer Heirat – einfach nur so. Langsam gewinnt die Jugend die Überhand. Sie kommt ohne altmodischen Plattenspieler für eine Lieblingsschallplatte aus, kann besser tanzen oder rumhampeln, ist geschickter beim Vollyballspiel, weiß wie man beamt und wird auch trinkfester im Vergleich zu 2005 – nur das Einbehalten des Gegessenen und Getrunkenen muss noch geübt werden.

Am nächsten Tag auf dem landwirtschaftlichen Pingel-Museumshof in Alt-Damerow - 400 Jahre wird hier schon „gepingelt“. Seit einiger Zeit natürlich nicht mehr in echt, sondern auf Lehrpfaden oder in historischen Gebäuden von anno knips. Beeindruckend auch die vielen bäuerlichen Geräte der Kindheit mit ihrer ausgeklügelten Mechanik, von Pferden wie Hans und Lotte gezogen und von Vater oder Großvater über den Acker gesteuert. Darauf einen Schlag Erbsensuppe mit Bockwurst aus Egon seiner Gulaschkanone und ein No-Name-Bier to go.

Das Fest ist gut besucht. Eine ganze Flotte ehemaliger Bauern - alle in lasches Grau gehüllt - bevölkert den Festplatz und lauscht dem Wechsel von Live-Musik einer zehnköpfigen Damen- und Herrenkapelle mit Gesangssoloeinlagen sowie handelsüblichen Konserventönen. Da stehen die vielen mehrhundertjährigen Eichen ganz stramm vor Ehrfurcht. Sehr zur Freude der leicht übergewichtigen Chefin des Museumshofs in ihrem XXL-Armanikleid und dem Staufferfett im mehrfarbigen Haar. Zu allem Überfluss taucht dann auch noch Onkel Theo mit seiner neuen Flamme auf. Wie seit Menschengedenken gut gekleidet und freundlich bestimmt. Die beiden müssten zusammen auch schon 150 Jahre alt sein. Kinder, wie die Zeit vergeht. Ansonsten rattert das elektromechanische Sägewerk im Hintergrund und zwischen Birken leuchtet das Gelb eines Mistbombers aus tschechischer Produktion. Eine ganze Armada Hungerharken ist als nördliche Platzbegrenzung aufgebaut - was es alles an Sorten von Grubbern und Mähbindern gab! Dann die bei Kindern früher besonders unbeliebten Kartoffelroder mit ihrem rotierenden Hinterteil und den typischen Schleifgeräuschen während des Betriebes, Egons Gulaschkanone dampft, der Backofen hat wieder eine Ladung Brote fertig gestellt, Honig und Zierkerzestände sowie der Stand mit Erzeugnissen rund um die Brühe - ein so genannter Brühwürfel - sind nicht so gut besucht, ab und zu wird auch einmal ein Tänzchen gewagt und wie gesagt: die mehrhundertjährigen Eichen stehen ganz stramm vor Ehrfurcht.

7. 9. 07

Der Berliner Frühherbst dümpelt im Griff der eingeflossenen Kaltluft so vor sich hin. Es ist plötzlich Strumpfhosenwetter für Frauen und die Männer ziehen sich auch wärmer an. Sohn Johann hat seinen vorzeitigen Abgang von Irland angekündigt. Sieben Monate Dauerregen sind wohl genug. In der Anklamer Straße wagt man im Vorüberfahren schon mal einen Schulterblick in Richtung Kohlenhändler. In meinem ehemaligen Atelier und davor, in der Kastanienallee, werden nun schon im dritten Jahr Waffeln und Flammkuchen verzehrt. Die Leute lieben diesen sonnigen Standort. Schmatzen und Schwatzen heißt die Sendung. In der Chausseestraße, auf dem Friedhof gegenüber, zeigen die Kastanien ihre Stacheln und es raschelt im Geäst. Bald werden sie abblättern und dann sind bei Dunkelheit wieder rechts neben der Charite die Lichter vom Hauptbahnhof zu sehen. Dieser hat seit einem halben Jahr an seiner Hinterseite eine plastische Arbeit erhalten. Das ist eine Art Zugpferd oder Alumähre die sich von ihrem Sockel aus in den Himmel schraubt - darauf einen doppelten Mehdorn! In unserem Hinterhof stapeln die Männer von „Gerüstbau Walter“ ihre Metallteile. Es lebe die totale Abrüstung! Hoffentlich sind sie heute Abend fertig, damit ich mein Fensterbrettgärtchen neu installieren und den allherbstlichen Sichtschutz vom Stamme der Koniferen planen kann. Unsere neuen Nachbarn Vis á Vis sehen aber nicht allzu neugierig aus. Er könnte wie der Wirt vom Domsühler Eichenkrug Egon heißen und sie ist eine stolze dunkelhäutige amazonische Schönheit.

Tendenzen II

11. 9. 07

Pünktlich zum Saisonbeginn tauchen im Stadtbild die ersten Kollegen auf, die den Sommer über auf ehemaligen Gutshöfen, in einzelstehenden Uckermärkischen Bauernhäusern oder in etwas schlichteren Bergeräumen gelebt und für den Fortschritt der Kunst gekämpft haben. Selten in Rudeln - und wenn, dann nur zur ersten Ausstellungseröffnung nach der Sommerpause in der nahen Auguststraße - sondern meistens als trautes Paar, das an der Charité auf Fahrrädern um die Ecke gesaust kommt oder im zweiten Fall auf einem Baumarktgelände in einem schwarzen Mercedes verschwindet. Wohin geht die Kunst in Ostberlin im September 2007? Diese Frage liegt, besonders nach längerem Landaufenthalt, mal wieder förmlich in der Luft und will aus Gründen der Motivation beantwortet werden. Da es sinnlos ist, globale

Aspekte oder Leute, die jünger als 50 sind, mitzubetrachten, kann nur die größtenteils eselsgraue Truppe aus meinem jahrzehntelang existierenden Umfeld zur Urteilsfindung herangezogen werden. Inhaltlich ist von uns nicht viel Neues zu erwarten. Für einen generellen Richtungswechsel ist der Lebenswagen zu tief in der Spur und kann nur noch vorwärts gezogen werden. So hämmert, bastelt oder malt jeder je nach Temperament, fleißig oder mit gebremstem Elan in gewohnter Weise weiter an ausstellungs- oder verkaufswürdigen Sachen. Ansonsten wird um die 60 herum doch öfters mal der Personalausweis hervorgeholt und das Geburtsdatum betrachtet, was zu dem praktischen Ergebnis führt, dass das bisherige Lebenswerk umgestapelt und wenigstens ansatzweise geordnet wird. In den meisten Fällen führt diese Tätigkeit zu der Erkenntnis: Ein neuer Personalkatalog muss her – und dann ist Initiative gefragt. Die ganz braven besorgen Finanzmittel, indem sie wie immer in solchen Situationen, ihr kleines Privatvermögen anzapfen und dieses zum Teil den Klauen des oft wankelmütigen DAX entziehen, während die Fixeren unter uns, wie immer öffentliche Fördermittel oder versteckte Finanztöpfe ausfindig machen und diese nutzen. Der nun einsetzende Mechanismus ist das bereits erwähnte Kuhschwanzsyndrom und die große Frage ist: Wer hat den Dicksten (Katalog)?

Eine technische Grenze für Kataloggröße ist natürlich die Öffnung im Hausbriefkasten. Das wird von einigen Kollegen unterschätzt und erst bemerkt, wenn beim Versand per Post, mittels eines Schlitzdummys, am Schalter die Probe gemacht wird. Die Ergebnisse der momentanen Katalogoffensive sind sehr vielfältig. Meistens haben die Älteren den Dicksten, obwohl es auch jüngere Kollegen gibt, deren Werk dick wie OTTO ist. Andere bleiben vom Format her bei den Abmaßen der vierteljährlichen ADAC-Zeitung – natürlich mit härterem Papier und Klebebindung. Die allgemeine Tendenz ist das so genannte Kunstbuch, das aufgrund seines soliden Einbandes bei Wohnungsumzügen oder bescheidener Renovierung angeblich nicht so leicht in der Tonne landen soll- sagen Fachleute. Inhaltlich ist alles möglich. Einige wagen einen Rundumschlag und versuchen ihr bisheriges Berufsleben zu verdeutlichen. Andere wiederum geben Einblick in ihre momentane Produktion oder begrenzen sich auf bestimmte Techniken. Solche, die von der Muse an verschiedenen Stellen geküsst werden, geben eigene Textbeiträge zum besten, Einblicke in ihre Jahrzehnte alte Gerümpelsammlung oder schreiben ein Lied. Wichtiges Element ist neben der Fleißliste – andere nennen es Ausstellungsverzeichnis - ein Personalfoto. Hierbei geht es inhaltlich von entspannt bis Dauermigräne, wobei die letzte Variante mehr dem intellektuellen Künstlertypus zuzuordnen ist. Auch kann man sich selbst beim Heben schwerer Lasten oder als Ölgemälde präsentieren. Etwas aus der Mode gekommen, aber immer noch möglich, ist der Künstler mit breitkrempigem Hut oder DJ Ötzi Kappe auf dem Haupt. Ein heißes Thema zu guter Letzt ist: Wie bringe ich die Kataloge unter die Leute? Zumal die letzte Auflage von vor 15 Jahren bei Weitem noch nicht aufgebraucht ist – allerdings ihren Nebenzweck als Wärmedämmung oder Schallschutz für bestimmte Wohnbereiche gut erfüllt hat. Hier ist wiederum Initiative gefragt.

13. 9. 07

Während Lebkuchenherzen und Stollenpakete den ohnehin engen Handlungsspielraum im Supermarkt weiter begrenzen, sich säckeweise Nüsse aus dem fernen Kalifornien an Zwiebelbeutel und Tomatenstiegen anlehnen und die Schoko-Industrie in ihrem vorausseilenden Gehorsam bereits in Richtung Ostern marschiert, ist auf dem Land wieder die hohe Zeit der Kartoffel angebrochen, schnattert das Gänse- und Entenvieh von bevorstehenden festlichen Tagen, mit dem Bad in der warmen Soße des gusseisernen Bräters. Oder dem Aufenthalt von Brust oder Keule im Räucherofen auf dem Hausboden. Außerdem rollen in bestimmten Landschaften jede Menge Köpfe – Kohlköpfe. Der Kohl war auf Rügen neben der Kartoffel, vom Standpunkt der Kinder aus gesehen, der zweite große Fluch, der über der Landschaft hing – auf das Theater mit den Zucker- und Runkelrüben kommen wir später zurück.

Herbst 1960

Von Arkona kommender Seenebel hat Mittelrügen erreicht und verhartet ortsfest über Vaters Acker und angrenzendem Bodden. Der Wind ist gänzlich in Richtung Festland entwichen, die Sicht tendiert gegen Null und man ist ganz Ohr. Staatlicherseits wurde damals aus Devisenmangel der gute Tribbevitzer Kohl mit seinen glänzenden Köpfen der fremdländischen Banane gegen gerechnet. Das war ein hoffnungsloses Unterfangen. Obwohl die biologischen Parameter auf Seiten des Staates waren, hätte manch Tribbevitzer Junge lieber nach der gelben Banane gegriffen – wenn sie verfügbar gewesen wäre. So mussten unendlich Kohlköpfe gestemmt werden und wenn der Ackerwagen voll war, wurden Hans und Lotte der Weg in Richtung Bahnhof gewiesen, wo der offene Eisenbahngüterwagen wartete und abging es über Zirmoisel, Patzig und Bergen in eine festländische Sauerkrautfabrik oder in eine Kohlrouladenschmiede auf dem Darß. Übrig blieben auf dem Feld nur die widerspenstigen Strünke, die noch im kommenden Jahr beim Rübenanbau die Arbeit behinderten und diverse Kohlblätter, in denen sich über Nacht die Seenebeltröpfchen sammelten, gegen morgen zu Eis gefroren und am Tage verschwitzten radfahrenden Kindern, auf dem Schulweg als eine Art erfrischender Lutschnicker ohne Geschmack, dienten. Kohlzeit ist natürlich auch Zeit der Kraniche, die in der undurchdringlichen Nebelsuppe ihre Bahnen zogen und die ganze Szenerie kommentierten. Später, zu LPG-Zeiten, als die Ackerflächen größer und die Mittel zum Schutz vor den Vögeln – Gänse und Kraniche waren von Bauern wegen ihrer Fresslust am jungen Wintergetreide nicht immer wohl gelitten – robuster wurden, stellte man in regelmäßigen Abständen eine Art Selbstschussanlagen auf, die nach einem festen Zeitplan dumpfe Kanonenschüsse gegen die bauernfeindliche Vogelwelt abgaben und diese am Fressen hindern sollte. Doch wie immer im wahren Leben wurde diese List von Kranich & Co. alsbald durchschaut und der Lärm weitgehend ignoriert. Den Rest weiß sicher der Fuchs, der seinen Nutzen aus diesem ganzen Durcheinander zog.

20. 9. 07

Der Sassnitzer Hafen scheint sich zu einer Art Kap der besonders guten Hoffnung zu entwickeln. Ähnlich wie Warnemünde, das sehr oft personalmäßig Ku-Damm Stärke erreicht, steigen Mitte September `07 in Saßnitz der Kabeljau und die Flunder. Heerscharen von einsteinblonden Mitmenschen belagern Mole und angrenzendes Gelände auf der Suche nach Fischen, Fischprodukten, Teilen der Seemannskleidung, Seemannsgarn und diversen Andenken rund um den Rettungsring. Die Animatoren vom Kutter „Einmal Kreide und zurück“ versuchen Passagiere zu angeln, was bei Windstärke 7 gar nicht so einfach ist, während der bereits lange vorher gebuchte Trauerkutter ohne Rücksicht auf Verluste um 13 Uhr ausläuft. Selbst Besserverdienende Berliner, die in Binz Quartier genommen haben und dort vor wiedererrichteter Bäderarchitektur kaum atmen können, suchen die Urbanität von Saßnitz-Hafen, um sich letztendlich an Glanz und Farbe der geräucherten Schillerlocke zu erfreuen oder ein Fischbrötchen zu vertilgen. Allerdings zottelt der sich verstärkende Westwind an den Gewändern der Menschen, während im Inselinneren der Bodden schäumt und sich Teile der frisch gepflügten Ackerkrume auf und davon machen. Ein echter Sandsturm im September – eigentlich ungewöhnlich für diese Jahreszeit. Dafür sind die Felder bei Tribbevitz mit Gülle total versiegelt – also keine Chance für Hobbyarchäologen. So bleiben als letztes Ziel für heute nur die beiden Grossbauern in der Nähe von Ummanz. Bei dem einen wird ein Weißkohlkopf erstanden - man muss ja mal was für den Folsäurehaushalt tun – und bei dem anderen, dem mit der angeblich größten Sau der Insel im Stall, wird ein 5 kg Sack Kartoffeln gekauft. Der Name der Sorte ist mir leider entfallen. Auf jeden Fall haben sie geschmeckt – genau wie die gebratenen Saßnitzer Flundern.

Neben Feuer, Wasser und Luft spielte das Blei eine große Rolle in der Kindheit. Während die ersten drei allgegenwärtig waren und an verschiedenen Schnittpunkten des Lebens mal weniger und mal mehr, die gute Luft sowieso, in Erscheinung traten, war das Blei relativ ortstabil und hauptsächlich in Knieform unter dem eisernen Ausguss in der Küche beheimatet. Während oberhalb der Installation der Messinghahn munter sein Wasser verspritzte, war das bleierne Knie bekanntlich für die Überleitung des Brauchwassers in die Kanalisation zuständig. Wurde allerdings ein schadhafte Bleiknie durch ein neues Gummiknie ersetzt, konnte mittels Feuer der Bleigegegenstand renaturiert und nach der Verflüssigung in eine vorbereitete Form gegossen werden. Diese war aus dem vor Ort reichlich vorhandenen Lehm hergestellt. Als am weitesten zurück liegendes Zeugnis dieser Tätigkeit existiert der Bleiguss einer zuvor aus Holz geschnitzten Pistole aus dem Jahre 1956. Zeitweilig war das Werk in den Wirren von Kindheit, Jugend und Mannwerdung verschüttet gegangen und tauchte erst 2004 in etwas veränderter Form wieder auf. Dem zwischenzeitlichen Besitzer, meinem Cousin, war das Werk allerdings irgendwie zu kurz erschienen und er hatte die Waffe in Richtung UZI verlängert. Auf Grund ihres niedrigen Schmelzpunktes und der guten Formbarkeit durch Hammerschlag, waren bleierne Gegenstände begehrte Sammelobjekte. Von den ganz kleinen Kalibern, den platt geschossenen Bleikugeln im Umfeld der Schiessbude auf dem herbstlichen Dorfplatz, über das bleierne Innenleben von Traktor- und Motorradbatterien auf dem Müllberg bis zu Ummantelungen von Stromkabeln im Elektrowesen. War man allerdings besonders ungeduldig, konnte Blei auch gewonnen werden, indem man einem nicht so öffentlich wirkenden Ausguss gegen sein Knie trat und dieses so beschädigte, dass der Eigentümer auf eine Gummifassung zurückgreifen musste.

Die letzte Bleigewinnung in dieser Art fand in den 70er Jahren statt, als auf der Landstrasse zwischen Parchim und Crivitz ein Russenauto einen Straßenbaum touchierte, plötzlich Feuer und Flamme war und am nächsten Tag eine angekockelte Batterie am Ort des Geschehens herumstand. Rituelles Bleigießen, wie es zu Silvester üblich ist, habe ich nie betrieben. Jedoch konnte es durchaus vorkommen, dass der Löffel mit dem heißen Blei auf dem Hühnerhof über dem Austrittsloch eines dicken Regenwurmes entleert wurde und so nach dem Erkalten das metallene Modell einer Wurmwohnung zu bestaunen war. Angelnden Kindern war das Blei wiederum wichtig, um den Haken auf Position zu bringen. Da ich allerdings vom Naturell her mehr Sammler als Jäger war, also mehr unter die Rubrik Innendienstmitarbeiter fiel, war mir diese profane Verwendung des Plumbums nicht so wichtig. Weil unser Mittagstisch nicht mit totgeschossenem Wildgeflügel gedeckt wurde, musste man sich auch nicht mit bleiernem Schrotkugeln im Entenbraten herumärgern, sondern begnügte sich mit dem Sammeln von frisch abgeschossenen Pappatronenhülsen an denen man so herrlich herumschnuppern konnte. Gegen den Pulvergeruch kamen die massenweise vorhandenen Naturgerüche nicht an. Weil die Druckerei in Putbus, wo Broschüren hergestellt wurden und die Druckerei der Ostseezeitung auf dem Festland Seemeilenweit entfernt waren, kam man allerdings nicht mit der hehren, veredelten Form des Bleis – als Druckbuchstaben – in Berührung. Dieses Treffen fand erst Jahre später in Berlin statt.

Es ist Einheizwetter (Nachttemperatur 5°)

3. 10. 07

Durch die Fernsehkanäle geistert ein überlebensgroßer Helmut-Kohl-Kopf, der aus Bronze hergestellt, in Berlin zum Stehen gekommen ist und dort die Sonne verdunkelt.

Im privaten Bereich geht es, dem Ruf der Wildnis folgend, per Auto in Richtung Rathenow an den Gülper See, wo die Gänse schreien und der Riesenschirmpilz sich entfaltet. Heute ist nationaler Feiertag, die Sonne scheint, der stadtverstopfende Berlin-Marathon war vorgestern. Einerseits ist laut Autoradio bei den Kindern von Kemnitz Läusealarm, andererseits ist der Kuckuck zum Vogel des Jahres erklärt worden, während die nickende Distel die Blume 2008 ist. Am Zielort, der in leichten Seenebel gehüllt ist, findet die alljährliche Invasion von so

genannten Vogelfreunden statt. Mit Fernrohrtechnik aller Art ausgerüstet schauen diese Spanner den Gänsen beim Baden zu. Manche lautlos, andere in Gruppen schnatternd sich bewegend. Nach neuester Sage hat es Veränderungen im Seegebiet gegeben. So sollen „Fisherman's“ beste Feinde, die Kormorane, ohne einen einzigen Schuss aus ihrem vollgekleckerten Wohngebiet vertrieben worden sein. Angeblich steckt hier ein Trupp pelziger Waschbären dahinter – doch nichts Genaues weiß man nicht. Auf jeden Fall ist bekannt, dass diese Rüpel nicht freiwillig ihren Platz direkt neben der Fischtheke verlassen. Ansonsten ist am Nachmittag am Stadtrand von Südwest-Berlin richtig buntes Joop- und Jauch-Wetter. Die Maiskolben glühen und sämtliche Selbstpflücken sind für Besucher geöffnet. Das weckt Erinnerungen an die sagenhafte Kleinstadt in der Nähe vom Meer. Es lebe die Dahlienstadt Bad Sülze! Mit ihren Blumenbeeten, die auf der moorigen Erde besonders gut gedeihen und zu Ehre dieser knuddligen Pflanze wird an einer Dahlienselbstpflücke gebremst und ein Blumenstrauß für die heimische Küche geschnitten. Wohl gemerkt: Geschnitten, und nicht, wie die Beschilderung der Anlage vermuten lässt, gepflückt. Zur Erleichterung dieses Vorganges hat der verantwortliche Bauer eine Reihe von einfachen Küchenmessern an ein Brett gehängt. Damit diese aber nicht von Brandenburger oder Berliner Spitzbuben entwendet werden und eventuell für das häusliche Kartoffelschälen Verwendung finden, sind die Klingen der Schnittwerkzeuge 1 cm über dem Griff abgebrochen worden und somit nur zum Blumenschneiden zu gebrauchen.